



HERMAN BANG  
DAS WEISSE HAUS

R. E.

1.20

xx

96

8/27/09



F.V. Keys



Das weiße Haus

Von **Herman Bang** erschienen in demselben Verlage:

<b>Die vier Teufel.</b> Novelle.	Geh. M. 1.—
<b>Am Wege.</b> Roman.	Geh. M. 3.—
<b>Hoffnungslose Geschlechter.</b> Roman.	Geh. M. 4.—
<b>Leben und Tod.</b> Novellen.	Geh. M. 2.—

Herman Bang

# Das weiße Haus

Roman



Berlin 1902  
S. Fischer, Verlag

Deutsch von Therese Krüger

LDaNor  
B2163we  
.Gk  
**607169**  

---

**9.5.55**





An einen Freund



— Die Kindheit ist der Grundton für das ganze Leben, Mama. Die anderen Farben werden nur aufgetragen. Als ich empfangen wollte, habe ich Deine Kämpfe, Deine Qual empfangen. In dem allgemeinen Chaos hielt ich nur eins für Glück, weil ich fühlte, daß es Dich glücklich machte: Ruhe — Ruhe. Schon als Kind. Und das Tiefste, was ein Junge erfährt, das Weib ist meinen Augen nicht geöffnet worden. Ich hab' ja das Leben so lieb, Mama — ich weiß, wie stark das Leben ist, und atme leise mit den Blütenduft der Liebe — aber mein Bestes ist doch immer meine Sehnsucht — ich bin ein Bettler am Wege, wenn die Mädchen an mir vorübergehen in den Frühling hinaus . . .

— Und Deine Werke — hast Du nicht erlebt, was Du den Menschen geben kannst?

— Ich habe ihnen von meinen Schmerzen gegeben, das hat sie gerührt — für mich war es nichts, ich hab' mein Herz dabei verschwendet, ohne zu empfangen, ohne froh zu sein — —

Georg Hirschfeld.



Long, long ago —  
long ago.

Tage der Kindheit, Euch will ich zurückrufen  
schuldlose Zeiten, Eurer will ich gern gedenken.

Die leichten Schritte meiner Mutter werden  
wieder durch die hellen Stuben gleiten, und  
Menschen, die jetzt unter der Last des Lebens  
grau geworden sind, werden lachen, wie nur  
diejenigen lachen, welche ihr Schicksal nicht kennen.  
Meine Toten sollen wieder reden mit sanften  
Stimmen, und alte Lieder werden sich in den  
Chor der Erinnerungen mischen.

Doch auch harte Worte werden erklingen, die  
bitteren Worte der Menschen, welche die schwere  
Abrechnung mit dem unerbittlichen Leben kennen.

Tell me the tales  
that to me were so dear,  
long long ago,  
long long ago.

Es war daheim, in der Dämmerstunde.

Draußen senkten sich leise die Schleier über den leuchtenden Schnee. Die Gebäude verdämmerten im Nebel, die großen Bappeln verschwanden. Nur Jens, der Kuhhirt, schlich noch mit seiner Laterne umher, drüben bei den Ställen.

Drinnen saßen wir Kinder rings umher auf Schemeln. Die Stube war groß, ein weitgedehnter Raum . . . Vielleicht verbarg ich nur deshalb den Kopf hinter der Gardine, weil es drinnen so dunkel war.

Die Stimme unserer Mutter klang so zart, die Saiten des Klaviers tönten mit leisem Wiederhall, als kämen sie von einer Harfe:

Tell me the tales  
that to me were so dear,  
long long ago,  
long long ago.

Der Gesang verstummte. Man hörte keinen Laut. William, der der Mutter am nächsten saß, war auf seinem Schemel eingeschlafen.

„Mama, sing weiter.“

Ueber die weißen Tasten legte sich ein schwacher Lichtschein, glitt über die Möbel dahin

und verschwand. Jenz, der Kuhhirt, huschte leise an den Fenstern vorbei mit seiner Laterne.

„Mama, sing weiter.“

Eine Thür wird aufgemacht, leise und vorsichtig. Es war der Vater.

Herr Peter grub wohl Runen in den Steg,  
Dort wo Klein Hellen oft nahm ihren Weg.  
Drauf lichtet er den Anker,  
Dem Winde durst er trau'n,  
Er segelte von Dänemark  
Und von den dän'schen Frau'n.

Holde Worte  
Rührten manches Herz,  
Holde Worte  
Brachten mir viel Schmerz,  
Holde Worte.

Alles ist still. Wie einen Schatten, fein und schlank, sehen wir unsere Mutter dazitzen.

Wenn der Schatten schweigt, vernehmen wir das Ticken der großen Uhr.

Holde Worte  
Rührten manches Herz,  
Holde Worte  
Brachten mir viel Schmerz,  
Holde Worte.

Von draussen wird leise die Thürklinke gehoben. Es sind die Mädchen, die zuhören wollen. Sie

sitzen rings um den Küchentisch, auf dem das Licht im Messingleuchter steht, und lauschen, während die Frau singt.

Der Großknecht schleicht herein. Die Holzpantoffeln hat er behutjam draußen ausgezogen und steht jetzt an den Thürpfosten gelehnt, neben dem Wassereimer.

„Kinder.“

„Ja, Mama.“

„Singt mit.“

Die Mutter erhebt die Stimme, schlägt einen Akkord etwas fester an, daß die Saiten zittern, und singt:

Herrlich ist die Erde,  
Herrlich Gottes Himmel,  
Schön ist der Seelen Pilgergang.

Im Dunkel etwas ängstlich, wagen sich die Kinderstimmen zögernd aus dem Winkel hervor, angeführt von der Stimme der Mutter:

Hin durch die weiten Reiche dieser Erde  
Ziehen wir zum Paradiese mit Gesang.

Draußen in der Küche sitzen noch die Mädchen still, rings um das brennende Licht.



Die Männer = Marie wischt sich mit der flachen, schwielligen Hand eine Thräne aus dem Auge.

„Den Psalm,“ sagt sie, „will die Frau sich vorsingen lassen, wenn sie sterben muß.“

Alles schweigt. Nur die große Uhr an der Thür spricht.

Darauf sagt einer der Knaben, mit leiser Stimme aus seiner Ecke heraus:

„Mama, sing das Lied nochmal, das ich nicht verstehe.“

Der Mutter Schatten schweigt noch. Dann ertönen abermals — aber schwächer — die harfengleichen Saiten:

Tell me the tales  
that to me were so dear,  
long long ago,  
long long ago.

— — —  
Tage der Kindheit, Euch will ich zurückrufen  
— schuldlose Zeiten voll Bärtlichkeit, die Ihr  
mein Herz erwärmten, wie waret Ihr schonungsvoll,  
wie milde waren meine Thränen.

Tage der Kindheit, als die Mutter lebte. —

Ich weiß noch einen Tag, als wir Brombeeren sammelten, Mama, wir Kinder und Lina aus der Schule.

Es waren so viele Beeren da, und die Ranken waren so schön. Wir sprangen in die Gräben hinunter und liefen die Hecken entlang. Dann blieben wir Kinder an den Ranken festhängen und schrieten auf. Unsere Gesichter waren schmutzig, so daß wir fast des Vars Schmied Rangen glichen.

„Sieh Einer den Jungen an, sieh Einer den Jungen an!“ rief die Mutter.

Lina aber hatte eine mächtige Ranke ergriffen, die voller dunkler Beeren hing, und warf sie schnell der Mutter um die Schultern.

„Ach, Sie entzückende Frau,“ jagte sie.

Die Mutter stand oben auf der Böschung, die Ranke hing ihr auf die Brust herab. Hoch gegen den leuchtenden Himmel.

— — —

Tage der Kindheit, Euch will ich zurückrufen.

---

## Das weiße Haus.

Es war ein weißes Haus, und in dem Hause waren die Tapeten hell.

Alle Thüren standen offen, auch im Winter, wenn mit Holz geheizt wurde.

Zwischen den Mahagonimöbeln standen weiße Marmortische und weiße Marmorkonsolen, die von Augustenburg, vom Schlosse, herüber gekommen waren, als dort Auktion abgehalten wurde. Die alten Porträts waren von Immortellenkränzen umgeben, und es waren viele Epheupflanzen da, denn die Frau liebte es, wenn der Epheu sich an der hellen Wand emporrankte.

Die Gartenstube war so weiß, daß sie förmlich glänzte.

Die Kinder liebten diese Stube, vor allem aber die Gartentreppe, von deren weißgemaltem Geländer sie sich hinunterrutschen ließen.

„Kinder, Kinder!“ rief die Mutter, „lehnt Euch ja nicht an das Geländer.“

„Um Gotteswillen,“ sagte sie zu Tine, zur Schullehrerstochter, „es wird noch mal damit enden, daß sie sich eines schönen Tages den Hals brechen. Daß wir auch nie den Tischler dazu kriegen!“

Das Geländer war baufällig und wurde nie zurecht gemacht.

Die Gartenthür wurde indessen früh im Herbst geschlossen, der Riegel vorgehoben und die grünen Gardinen über die weißen gehängt, damit es drinnen warm und traulich würde. Denn die Frau liebte den Garten nicht und die große Allee, wenn nicht Sonne darüber war, eine Sonne, die lange schien.

„Gott mag wissen, wie es eigentlich im Küchengarten aussieht,“ konnte sie dann plötzlich zu Schullehrers Tine sagen, wenn sie nachmittags beim Kaffee saßen.

Während der neun Monate des Jahres setzte sie ihren Fuß nicht in den Küchengarten.

Er lag weit abseits, hinter der Pappelallee und hinter dem Wagenthor, und die Kinder durften

auch nicht hinlaufen, weil sie dann nasse Füße bekämen. Aber hin und wieder, wenn das Wetter am allerschlimmsten war und man auf dem ganzen Hofe kaum Boden unten den Füßen hatte, dann machte sich die Frau daran, nach dem Garten zu sehen.

In den Holzpantinen der Männer-Marie und mit hochgeschürzten Röcken zog sie los, durch den Hof.

Alle Mädchen standen draußen auf der Treppe, um ihr nachzusehen.

„Kinderchen, Kinderchen aber nein!“ rief sie; sie machte keine zehn Schritte, ohne mit den Holzpantinen stecken zu bleiben.

War sie dann wieder glücklich nach Hause gelangt, so mußte sie warme Zwiebäcke zur Kräftigung haben.

„Ach Liebste“, sagte sie zur Schullehrerstochter, „ich begreife nicht, daß nicht alle Menschen im Winter drinnen bleiben.“

Die Kinder spielten auf dem Teppich herum. Er war rot und grau, mit vielen großen Feldern. Die Felder waren Königreiche, über die die Kinder herrschten und um die sie kämpften. Sie zankten

sich und vergossen manche Thränen dabei. Sie verbarrikadierten ihre Königreiche mit den Möbeln. Die ganze Wohnstube glich in ihrer Verwirrung einem Babylon.

„Was die Kinder doch für einen Lärm machen,“ sagte die Mutter zur Hausmamsell, (sie ermunterte sie aber selber dazu).

„So, so, jetzt verliert Stella ihre Höschen wieder!“

An den Höschen war unaufhörlich etwas auszugehen. Erst wurden sie verknüllt, und dann gingen sie im Kampfe um die Königreiche vollends verloren.

Vor den Fenstern lag der Schnee. Der Großknecht, der Knecht und der Kuhhirte hatten jeder seine Arbeit zu thun. Langsam und bedächtig gingen sie von den Ställen zur Scheune hin und her.

Wenn die Stallthür geöffnet wurde, hörte man die Kühe brüllen.

„Mama“, sagte Stella, „das ist Williams Kuh, die ruft.“

Aber es konnte auch passieren — wenn der Herr aus war — daß die Frau den Kuhhirten

bat, alle Rüche „nur einen Augenblick“ in den weißen Hof hinaus zu lassen. Und nun sprangen sie alle vierzehn, die Rote, die Weiße und die Scheckige, im Schnee herum, während die Kinder freischten.

„Schließt die Lattenthür nach dem Garten, schließt sie!“ rief die Mutter. Sie lachte am allerlauteiten, mitten auf der Treppe stehend. Aber die Scheckige war des Teufels.

„Gott, was die springen kann,“ sagte die Mutter.

Sie sprang so weit, den Schwanz gerade in die Höhe, daß sie erst oben beim Dorfschulzen eingefangen wurde.

Wenn „der Herr“ aber heimkam, war die Stallthür geschlossen, und der Hof lag wieder ruhig da, wie früher.

Die Frau aber hatte sich Zahnweh geholt, weil sie mit bloßem Kopfe auf der Treppe gestanden hatte.

Es mußte nach Tine geschickt werden.

Alle Augenblicke mußte nach Tine geschickt werden. Tine kam, den Kleiderrock über dem Kopf zusammengeschnitten.

„Gott, was Sie für eine Kälte mit hereinbringen“, jagte die Mutter, die immer fröstelte, sobald nur eine Thür aufging.

„Tine, ich habe Zahnweh“, jagte sie.

Dann mußte der Toilettenspiegel hervorgeholt und mitten auf einen großen Tisch gestellt werden, und es wurde „geräuchert“ mit kleinen Zweigen von einem Busche, der im Garten des Schullehrers wuchs. Alle Kinder, Tine und die Hausmamsell standen herum.

Das ganze Schlafzimmer war in Qualm gehüllt, während die Mutter den geöffneten Mund über die rauchenden Zweige hielt.

„Tine, Tine, jetzt!“ rief die Mutter.

Tine sollte mit einer Haarnadel in die Zähne hineinstecken.

„Da ist er, da ist er!“ rief die Mutter.

„Seht den Wurm!“

Tine hatte sich angestrengt, und es fiel ein Stück Email vor dem Toilettenspiegel nieder.

Die Mutter glaubte unerschütterlich fest, daß es ein Wurm sei, und wenn drei bis vier Würmer herausgekommen waren, hatte sie nie mehr Zahnweh.



Eine aber war die einzige, die sie herausstochern konnte. Sie stocherte sie gewissenhaft aus allen Zähnen der Kinder heraus.

„Liebster Mann“, sagte die Mutter zum Vater, der Einwendungen machte, „ich sehe die Würmer ja mit diesen meinen beiden Augen.“

„Aber freilich muß man mit Schullehrer Karböllings Zweigen räuchern.“

Der Kreisarzt zu Sonderburg sagte, der Rauch vom Gewächs des Schullehrers sei sehr giftig.

Ein Zahnwehprozeß konnte gut einen ganzen Nachmittag ausfüllen, bis die Dämmerung hereinbrach.

In der Dämmerung war es wunderbar im Waschhaus. Der warme Dampf erfüllte den ganzen Raum, und das Feuer unter dem Kessel glich einem großen, roten Auge. Die Mädchen klopften das gewaschene Zeug mit Hölzern, daß es bis unter die Decke hinaufschallte. Die Mutter saß auf einem hölzernen Schemel, mitten im Lärm.

Zu keiner Zeit und an keinem Ort ist je so eifrig geschwätzt worden wie drüben im Waschhause.

Das Geklatz des ganzen Dorfes strömte zur Thüre herein.

Die Mutter konnte auf ihrem Schemel stundenlang zuhören, bis sie dann plötzlich wieder in die Stube zurücklief.

Und jedesmal sagte sie nach solchen Stunden im Waschhause zum Vater: „Gott im Himmel, was haben solche Leute für Ideen“.

Und es war, als schöbe sie mit ihren schönen Händen etwas von sich weg.

„Daß Du das alles anhören magst!“

„Ja, denn sie sehen zu drollig aus“, sagte die Mutter und machte den Mädchen nach.

Sie konnte jedem einzigen Menschen nachmachen, der in unser Haus kam.

Aber meistens blieb sie während der Dämmerung in der Wohnstube. Dort sang sie. Es gab aber auch Dämmerstunden, in denen sie im hohen Rohrstuhl auf ihrem erhöhten Sitz beim Fenster sitzen blieb, die Hände im Schoße.

Dann sprach sie leise in die stille Stube hinein.

Sie liebte es davon zu sprechen, wie es sein würde, wenn sie alt wäre und graue Haare bekäme, ganz graue Haare.

Und wenn sie Wittve wäre, und alle ihre Kinder erwachsen, und sie arm.

„Furchtbar arm“, sagte sie.

Dann könnte Abends nichts auf den Tisch kommen als Butter und Käse in der alten krystallinen Käseglocke.

„Die Butter muß aber gut sein“, sagte sie. Und sie gefiel sich darin, auszumalen, wie weiß das Tischtuch sein sollte, und wie wir alle, jeder von seiner Arbeit kommen und am Tische bei ihr den Thee trinken sollten, bei ihr, die grau und still und alt darsaß, und arm war. Denn die Armut war für sie eine Art von träumerischer Sorglosigkeit.

Sie hatte wohl nie andere „Arme“ gesehen, als die in den kleinen weißgetünchten Häusern an der Dorfstraße.

Wenn der Thee getrunken war, und „der Herr“ aus war, kamen die besten Stunden. Denn dann wurden die Puppen hervorgeholt. Der Speisetisch wurde ausgezogen, wie man's that, wenn Besuch zu Tisch kam, und die Mutter thronte mitten unter allen ihren Pappschachteln, in denen die Puppen aufbewahrt wurden.

„Jetzt, jetzt können sie hervorkommen, denn jetzt ist der Vater aus.“

Und dann kamen sie hervor zu Hunderten. Es waren Figuren aus Modejournalen, auf hölzerne Klöße aufgeklebt. Jede hatte ihren Namen, auf der Rückseite stand er angeschrieben, jede war etwas — alle wurden sie aufgestellt, über den ganzen Tisch hin. Und dann begann das Puppen-spiel; die Mutter dirigierte.

Die Puppen hatten Gesellschaften, und die Puppen machten Besuche.

Sie plauderten, sie machten Knixe und Bücklinge. Mutter wurde rot vor Anstrengung, und sie rückte herum und leitete die ganze Geschichte, die Arme weit über den Tisch ausgestreckt.

Die Kinder hatten auch ihre Puppen, und die Hausmamsell ebenfalls. Aber die Puppen gingen der Mutter nicht nach Wunsch, und sie redete für alle.

„Jungfer Jesperjen, Jungfer Jesperjen, Sie vergessen Fräulein Lövenskjold.“

Fräulein Lövenskjold war stehen geblieben, und sie sollte sich bewegen. Für die Mutter waren es nicht Puppen. Sie sprachen und mimten und sangen. Sie spielten hundert Komödien. Bald war es in einem Badeort und bald in Paris.

Wir Kinder sahen zu, als ginge die ganze Welt, vornehm und fein, dort vor uns auf dem Tische herum.

Die Mädchen kamen herein. Sie liebten es zuzuhören. Sie verstanden kein Wort, aber sie standen aufrecht da, mit den Händen unter den Schürzen und hörten zu und wenn mit den Puppen etwas Trauriges passierte, weinten sie. Aber mitten im vollen Trubel sprang die Mutter auf, und die Puppen wurden zusammengerafft — in die Schürzen, in die Schachteln geworfen. Denn der Vater kam nach Hause.

„Den Tisch zusammenklappen, den Tisch zusammenklappen!“ Mägde und Kinder überstürzten sich in der Eile. Die Mutter selber war ganz verwirrt.

„Gott, daß die Kinder auch noch auf sind,“ sagte sie. Und die Kinder kamen Hals über Kopf ins Bett. Die Mutter aber saß mitten auf dem Sopha zwischen den Mahagonischränken und war so erschrocken, daß sie Eingemachtes und Zwiebacke haben mußte . . .

Und dann verkleidete sie auch die Mägde.

Es war an einem Abend, als sie mit den Kindern allein zu Hause war.

Da wurde draußen laut an das Hofthor geklopft, und die Hausmamsell mußte hinausgehen, um aufzumachen; doch sie kam schreiend zurück.

„Ein Landstreicher . . . Ein Landstreicher . . .“

Und der Landstreicher kam in die Stube herein, während die Mutter laut aufschrie. Häßlich war er anzusehen, und die Kinder kreischten vor Schreck. Plötzlich aber entdeckt einer der Jungen, daß es „die große Marie“ ist.

„Mama, es ist die große Marie!“ schreit er  
Im selben Augenblick flüstert die Mutter der Marie zu:

„Gieb Stella eins an die Ohren.“

Und Stella kriegte von der großen Marie eine Ohrfeige, daß es nur so klatzte.

Darauf glaubten wir natürlicherweise, daß es ein Landstreicher sei.

Hinterher aber bot die Mutter der Männer-Marie einen Schnaps, und den mußte sie austrinken, denn jetzt war sie ja eine richtige Mannsperson.

— — —

Weißes Haus, Du weißes Haus, wie eine jauchzende Schar, so kommen die Erinnerungen

an Dich — sie kommen und versammeln sich um mich. Könnte ich nur mit Worten ein Bild malen, das unvergänglich wäre — ein Bild der Jugend und des Lächelns, der Anmut und der Traurigkeit, des Frohsinns mit traurigen Augen, der Schwermut, die mit zitterndem Munde lacht; der schwachen Hände, die nur die Not der Andern zu lindern verstanden, der feinen Glieder, die in der Sonne geschmeidig wurden, und erstarrten, wenn sie unterging.

Ein Bild von der, die das Leben liebte und an seinem Kummer zu Grunde ging.

Sie starb wie eine schöne Blume, die geknickt wird.

Keine Rose, auch keine Lilie.

Eine seltsamere Blume, mit sonderbaren Blüten, in späten Jahren von einem geduldigen Gärtner gezogen; ein vielfarbiger Kelch, so schön im Sonnenlicht, der sich aber um die Abendzeit scheu zusammenschließt . . .

Ein Siegeslied, aber vom Schmerz in der Kehle erstickt.

Eine Fremde auf Erden, die aber trotzdem wie ein seltener Gast geliebt wurde.

Weißes Haus, Du weißes Haus meiner Kindheit — so war sie, die Deine Seele war.

— — —

Aber der Herbst verging, und Weihnachten kam heran.

Die Mutter und Schullehrers Lina saßen lange auf, und die Kinder bekamen getrocknete Pflaumen, damit sie früh ins Bett gingen.

Die alte Kutsche kam jeden zweiten Tag vor die Thür gerollt, und der ganze Korridor war voller Fußjücke. Es mußten so viele Fußjücke da sein, wenn die Mutter ausfahren wollte. Und Sonderburg war nicht, wie Augustenburg, etwas, das man im Sprunge erreichen konnte, es waren zwei Meilen bis dahin, folglich eine förmliche Reise.

Wenn die Mutter aber wieder heim kam, lachte und plauderte sie und that geheimnisvoll, während wir Kinder ins Schlafzimmer eingeschlossen wurden, denn wir durften nichts sehen. Wir hörten nur den Kutscher, der hin- und herging und Kisten hereinschleppte. Das war das aus Kopenhagen.

„Es“ war also wirklich gekommen.

Das war die große Frage, ob „es“ kam —



alle die Geschenke vom Großvater. Denn kam es nicht, würde die Bescherung ärmlich ausfallen.

Ein Jahr gab es so viel Eis und Schnee, daß die Risten weghliefen. Die Mutter schickte einen Boten nach Sonderburg, die Mutter fuhr selber hin, und die Mutter ließ den Vater telegraphieren — es war in den ersten Jahren, daß der Telegraph errichtete, aber keine Risten kamen.

Die Mutter weinte und mußte sich keinen Rat. Wohl hundert Mal lehrte sie ihr altes Fortemannaie um. Es war ein Loch darin, so daß das Geld in ihre Tasche fiel. Schließlich aber legte sie auf alle Weihnachtstische Tannenzweige, und nun sah es aus, als wäre eine ganze Menge da.

Aber diesmal waren die Risten gekommen, und vom Schlafzimmer aus konnten wir hören, wie Tine sich abquälte, um sie aufzutreiben.

Die Mutter selbst war immer in Bewegung.

„Tine, Tine, bitte sehen Sie her — —“

Tine sah hin.

„Tine, so, nun geht der Deckel ab.“

Wir Kinder stürzten aus den Betten heraus, aber das Schlüßelloch war mit Papier zugestopft.

Drinne in der Wohnstube kniete die Mutter auf dem Fußboden — so erzählten die Mägde — vor den Kisten. Der ganze Teppich war überschwemmt mit Packeten, mit Stroh und Weihnachtssachen.

Und die Mutter rief:

„Nein, nein, das ist für Stella . . .“

„Sieh mal her, so sieh doch, das ist für William . . .“

Und sie kratzte von neuem aus, suchte im Papier und Stroh herum. Auf dem Fußteppich war keine Stelle, die nicht mit Papiersezen und Strohhalm bedeckt war.

„Herrgott, giebt das 'ne wüste Wirtschaft, wenn die Frau mal was ansaht,“ sagten die Mägde, die aber auch furchtbar gespannt und neugierig waren. Erst spät in der Nacht wurden sie fertig. Denn es mußten ja frische Würste gestopft werden, Teig angerührt, und jeder Fezen im Hause mußte zu Weihnachten gewaschen werden.

Die Mutter saß mitten in der Wurstmacherei drüben im Brauhause, mit aufgeschürztem Kleid, und sang die Wursllieder vor. Die Mägde

wußten die Worte zu den Liedern auswendig, die Mutter sang nur die Melodien.

„Denn, seht Ihr, Mädchen, die Worte sind doch gar zu arg.“

Die Afsenichen Wurstlieder gehörten zu den schlimmsten Soldatenliedern im ganzen Lande.

„Aber“, pflegte die Mutter zu sagen, wenn es Weihnachten wurde, „ich glaube wirklich nicht, daß Maren selber weiß, was sie singt.“

Gewöhnlich sang Maren, das Waschmädchen, keine anderen Lieder als die vom ersten schleswigschen Krieg und König Friedrich dem Siebenten . . . Die waren so traurig, daß sie darüber weinte.

In den letzten Tagen vor Weihnachten wurde gebacken.

Das ganze Haus war voller Apfel- und Ruchenduft, und die Thür zum blauen Fremdenzimmer stand nicht still. Denn da drinnen wurden Äpfel, Gewürz, Zwetschen und alle guten Dinge verwahrt. Dann kam Tine die Treppe heraufgelaufen, daß die Röcke ihr um die Kniee flogen:

„Hollah, Kinderchen, jetzt geht's los!“

Dann durften wir Kinder, Männer und Frauen

formen aus dem braunen Teig, der zuletzt ganz schmutzig wurde.

Die Mutter hatte eine weiße Schürze vorgebunden, und der Vater ging ganz bekümmert umher, weil sie sich am Ende die Hände dabei verderben könne.

Mutter wollte überall immer die letzte Hand anlegen, die Kuchen mit Eiweiß bestreichen und den braunen Männern Augen einsetzen.

„Setz laßt mich, jetzt laßt mich,“ jagte sie dann.

Und ihre weiße Schürze flatterte, so eilig hatte sie es, während wir Kinder immerfort hinter ihr herliefen.

Und es gab einen Dampf in der Küche, einen Duft von Gewürz und ein Geräusch von Bratspieß und Bratöfen, denn diese gingen auf und zu, und Kuchenplatten wurden hineingeschoben und wieder herausgezogen. Schullehrers Tine aber peitschte den Teig für die weißen Schaumkuchen und hielt dabei die irdene Schüssel fest zwischen ihren Knien geklemmt, denn es gehörte Kraft zu den weißen Kuchen, und die Eier mußten stundenlang geschlagen werden.

„Setz laßt mich,“ sagte die Mutter.

Und sie machte sich an die irdene Schüssel und rührte darin herum mit dem Löffel.

„Puh, macht das aber heiß,“ sagte sie und ließ sie wieder los.

Und sie fing an zu singen, im Ruchendampf auf dem Hackeblock sitzend mit roten Wangen und so vergnügt:

Lisbet, Lisbet!  
Bist so zierlich und so nett!  
Hast einen Schatz, ich wett!  
Lisbet, Lisbet!  
Bist so zierlich und so nett!

Und alle sangen sie mit, im Dampf und Dunst, die Mädchen, die Kinder und Tine, die Mutter aber war schon wieder drinnen in der Wohnstube:

„Tine, Tine!“ rief sie, „lassen Sie jetzt die Kinder dran.“

Sie hatte sich in den Schaukelstuhl fallen lassen.

Sie war von den vielen Nichtigkeiten müde geworden.

Alle Thüren standen offen, so daß der Ruchendunst überall hineindrang und man den Schneebesen lärmten und die Ofenthüren klappen hörte.

„Ach, Tine, geben Sie mir meine Briefe her,“  
sagte die Mutter.

Es waren die Briefe aus dem Sekretär, alle  
Jugendbriefe der Mutter von ihrer eigenen Mutter,  
von ihren Freundinnen und von ihrem Vater.  
Sie lagen zierlich in Pakete geordnet, mit ver-  
wexten Beilchen zwischen den vergilbten Blättern,  
die zusammengefaltet waren wie zu jener Zeit,  
als man noch keine Couverts benutzte, mit Bändern  
umwunden.

Die Mutter liebte ihre Briefe.

Sie las sie nicht. Sie saß aber und hielt  
sie in ihrem Schoß.

Und dann erzählte sie.

— Von ihrem Vater, dem alten Postmeister  
mit der hohen Halsbinde — einer von den  
richtigen Beamten, die der Meinung waren, man  
müsse, wenn man im Amte sei, recht zornig thun.  
Die Bauern nannten ihn „Vater“, zitterten aber,  
wenn sie ihn stören sollten.

— Von ihrer Mutter, die durch die Sicht  
an ihren Rollstuhl gefesselt, so zart und so fein  
gewesen, als hätte sie gar keinen Körper, mit  
einem so bleichen Gesicht ohne jegliche Farbe, und

einem Munde, der nicht gern redet, weil er sich müde geredet hat, und jetzt vorzieht, seine Geheimnisse zu verschweigen.

„Ja, sie schwieg sich aus,“ sagte die Mutter und sah vor sich hin, die Briefe in ihrem Schoß. Es sollte die Zeit kommen, da ihre eigenen schönen Augen mit mattem Glanze in den großen Schmerz hinausstarrten, während ihr Mund — schwieg.

Sie erzählte von ihren Freundinnen, den jungen Mädchen auf dem weißen Hofe:

„Ach, wir hatten unsere Zimmer hoch oben im Thurm,“ sagte sie, „und wenn wir die Fenster aufmachten, sahen wir das Meer . . .“ Die Mutter faltete die Hände auf ihrem Schoß:

„Ja, Gott mag wissen, wie es zuging,“ sagte sie dann, „aber ihnen allen ist's schlecht ergangen.“

Sie hatten nur mäßige Heiraten gemacht, waren dann auf Irrwege geraten und in der weiten Welt verstreut.

Das Einzige, was sie sich bewahrt hatten, war ihre Bornehmheit und ihr Geld.

„Sie hatten zu heißes Blut,“ sagte die Mutter und atmete tief auf.

Dann und wann kamen Briefe von ihnen, aus fernen Städten und Ländern, wo sie als Baroneffen und Gräfinnen lebten, mit Verbannten und Spielern verheiratet.

Eine von ihnen wohnte in Nord-Italien. Die Mutter weinte immer, wenn sie von ihr einen Brief bekam.

„Ach,“ sagte sie, „sie wurde mit solchem alten sonderbaren Knauz verheiratet, einige sagen, er sei ein Lord, andere wieder, er sei Schuhmacher gewesen.“ Aber jedes Jahr kamen von der Freundin auch Briefe aus Kopenhagen.

Sie war daheim — — um ihren Sohn zu sehen.

„Das ist ja das Einzige, was sie hier auf Erden liebt,“ sagte die Mutter zu Tine.

Den Sohn hatte sie wahrscheinlich auf eine etwas unrechtmäßige Weise bekommen; darauf hatte sie wegreisen müssen und war dann dort unten in Nord-Italien geblieben, verheiratet mit dem Lord oder Schuhmacher.

„Aber reich ist sie ja, das hat sie,“ sagte die Mutter. Es war, als berühre sie der Weltschmerz, wenn sie von dieser Freundin sprach.



„Gott mag wissen, wie es kam,“ wiederholte sie langsam, „aber es ging ihnen allen schlecht.“

Der Vater der Freundin kam zuweilen, immer ganz plötzlich, und er blieb immer nur kurze Zeit.

Ein hochgewachsener Mann mit einer Haltung, wie sie denen eigen ist, die, ohne den Rücken zu beugen, am Hof zu verkehren pflegen.

Die Mädchen konnten ganz unerwartet melden:

„Der Herr Hofjägermeister ist da!“

Und er trat ein und verbeugte sich so merkwürdig tief und so seltsam bewegt vor der Mutter, die ihm entgegensah. Und dann ließ er sich immer in einer gewissen Entfernung von ihr nieder und sprach mit einer Stimme, die gleichsam aus weiter Ferne kam, als habe der Kummer sie ihrer Kraft beraubt.

Und er ging ebenso plötzlich, wie er gekommen war.

Die Mutter aber weinte, wenn er fort war, und wir Kinder fühlten uns geängstigt, denn es kam uns beinahe vor, als sei ein Gespenst da gewesen.

„Ich wollte Sie nur sehen,“ sagte er vor dem Weggehen, verbeugte sich wieder und küßte der Mutter die Hand.

Er kam, um den Namen derjenigen aussprechen zu können, die so weit entfernt war . . .

. . . Die Mutter aber blieb im Weihnachtsdampfe sitzen mit ihren Jugendbriefen im Schoß. Schullehrers Tine saß auf einem Schemel neben ihrem Stuhl.

Die Mutter erzählte von ihrer Verlobungszeit.

Sie war ja aus der Provinz; sie kannte nichts und wußte von nichts und fühlte sich fremd im alten Hause der Excellenz.

Das war etwas ganz Neues und sehr Beängstigendes, im Erdgeschoß die Familien Wynster und Versted, und oben im Hause, im zweiten Stock, der Dehlenschläger.

Es war ein Leben, die Kronleuchter immer angezündet, die Schwiegermama in schwarzem Sammet, und auf allen Kissen gestickte Familienwappen, dazu die silbernen Kannen, die auf dem Buffet prangten, und die Gemälde an den Wänden, so feierlich wie in einer Kunstsammlung.

Die Mutter ging ganz verschüchtert darin umher.

Aber bei der Verlobungsfeier, als sie ihr Wohl tranken und Seine Excellenz selber die Verje ge-

macht hatte, da schlich sich die Mutter auf die Treppe hinaus, die zu Dehlenschläger hinaufführte, dort setzte sie sich nieder und weinte, das Gesicht in den Händen, weinte sie unaufhörlich.

Bis der Diener sie fand.

Er mußte ihr den Vater herbeiholen.

„Nein, ich will nicht hinein,“ sagte sie, „laß mich nach Hause, nur wieder nach Hause.“

Und sie weinte, als ginge es ihr ans Leben.

„Gott im Himmel, was habe ich gebrüllt,“ sagte sie zu Tine.

Und die Mutter erzählte immer weiter, mit den Briefen im Schoß, von ihrer Jugend, von den verschwundenen Tagen. Plötzlich sagte sie:

„Aber wie wunderbar schön war doch das Schlittschuhlaufen!“

Dann lief sie wieder hinaus zu den weißen Kuchen. Jetzt mußten sie doch genug gerührt sein. Oder sie wollte plötzlich Vorbeerblätter auf die Sülze legen.

„Denn es muß doch alles gemacht werden,“ sagte sie und dabei lief sie hin und her, während Tine alles machte. — —

Tage der Kindheit —  
zu Euch habe ich mich zurück geflüchtet,  
daß Ihr meines Herzens Wehe lindert.  
Niemand zählt die Thränen,  
die betrübte Augen  
ach, weinen möchten.

Tage der Kindheit,  
Kindheitserinnerungen,  
lindert meines Herzens Weh!

Du, Mutter,  
die selbst gelitten,  
wie eine schlanke, zarte Blume  
so jäb geknickt.

Du, Mutter,  
die selbst geliebt,  
bleibe bei mir  
in meines Herzens Wehe.

Weit soll der Mensch gehen,  
und fest muß sein Schritt sein.

Kindheitserinnerungen  
kommt mit Eurer Freude,  
lindert

für ein Stündchen nur  
meines armen Herzens Wehe.

Kindheitserinnerungen,  
ich flehe Euch an:  
daß Ihr lindern möget meines Herzens Wehe.

\* \* \*

Der Mutter größter Tag war aber der vor  
Weihnachten.

Denn es war der Tag der Armen.

Vom frühen Morgen an — und es war sicher der einzige Tag im Jahre, an dem sie so früh aufstand — hatte die Mutter Reis und Kaffeebohnen in Papierdüten verteilt und schwarzen Kandiszucker daneben gelegt.

Auf dem Tische stand eine Wage und Lina wog ab. Recht mußte sein und in jeder Düte gleich viel. Die Mutter aber schüttete hinzu und ihr war es nie genug.

„Lieber Gott,“ sagte sie, „als ob es mehr als einmal im Jahre Weihnachten wäre.“

Wenn alle Düten voll waren, gab es keine Kaffeebohnen und keinen Zucker mehr im Hause.

„Denn wir nehmen von unseren,“ sagte die Mutter, wenn es knapp war.

Am Nachmittag kamen dann die Häuslerinnen herangetrottet. Es war gleichsam, als schlichen sie sich am Hause entlang. Und sie stellten ihre Holzpantoffel in eine Reihe auf dem Flur, und traten in die Wohnstube ein auf schwarzen Socken, sprachen kein Wort, sondern bekamen, was ihnen gespendet wurde, und streckten dafür eine schlaffe Hand aus mit einem „Danke“.

Die Mutter aber hatte zu thun und stellte viele Fragen: die hatte dies nötig und die andere das.

Wenn die Häuslerinnen endlich aus dem Hause waren, gab es im Kinderzimmer feinen überflüssigen Lappen mehr.

„Tinchen,“ sagte die Mutter, „wir werden schon wieder etwas kriegen.“

Sie sank in einen Lehnstuhl nieder, ließ alle Fenster weit öffnen und mit Eau de Cologne sprengen.

„Denn, Kinderchen,“ sagte sie, „die Reinlichsten riechen doch schrecklich nach grüner Seife.“

Der Vater befahl dem Stubenmädchen, alle Thürklinken abzuwischen.

Dann entstand meistens ein kleiner Streit zwischen den Eltern.

Der Vater behauptete, die Mutter hätte alles ausgeliefert, bis auf ihr letztes intimstes Kleidungsstück. Die Mutter aber blieb ihm die Antwort nicht schuldig.

„Fritzchen, Du solltest doch dabei nicht mitreden.“

Und das war die reine Wahrheit. Was die Frage betraf: sich gründlich ausplündern zu lassen.

da war der Vater berühmt. Alle Landstreicher der Umgegend pflegten sich ins Zahnsfleisch zu schneiden, ehe sie vor ihm erschienen, damit sie Blut speien konnten, und redeten ihm ein, sie wären lungenkrank.

„Gieber Fritz,“ sagte die Mutter, „ich weiß noch, wie Du Sens, dem Rätner, die seidenen Unterhosen schenkest.“

Es existierte kaum ein Kleidungsstück von der Mutter, das man nicht später irgendwo bei den Rätnerfrauen hätte finden können.

... Am folgenden Tage wurden die Weihnachtstische aufgefammt. Es war eine mühsame Sache, die der Mutter viel Zeit kostete. Denn jeder sollte gleich viel haben. Den ganzen Tag ging die Mutter umher und maß und schätzte mit den Augen ab; war dann auf einem Tisch zu wenig, so stahl sie etwas von einem andern.

— — —  
Nach Weihnachten kam die Zeit, wo gelesen wurde.

Eine kam in der Dämmerung und bekam den ganzen Inhalt der Bücher ausgefammt.

Die Mutter saß vor dem Ofen, die weißen

Hände um die Kniee geschlungen und erzählte und dichtete um. Es gab kein Buch, das in ihren Gedanken so blieb, wie es eigentlich war.

Dehlenschläger war in solch feierlichem, schwarzen Einband, und in den Blättern waren sovieler Zeichen. Die Mutter wußte fast alle die Tragödien auswendig, und doch las sie sie immer wieder. Wenn sie dann vom Buch auffah, während wir Kinder lauschten, schienen uns ihre Augen doppelt so groß geworden.

„Mutter, lies weiter,“ sagte der älteste Junge.

„Sollen denn die Kinder nie ins Bett,“ sagte der Vater drinnen in seiner Stube.

„Ja, Friß, gleich,“ antwortete die Mutter und las weiter.

Ihre Stimme war sanft, wie traurige Liebesungen, und in ihren Augen standen Thränen. Am liebsten las sie Thoras Worte, wenn sie von Hakons Leiche Abschied nimmt.

Lina aber saß und schnauzte wie ein Seehund.

„Mach, daß die Kinder ins Bett kommen!“

„Gleich, Friß, gleich . . .“

Und die Mutter fuhr fort zu lesen.

Oft war es Christian Winther. Meistens



aber „die Hirschflucht.“ Ihre Stimme legte sich so weich um die Verse.

„Ach. Niemand liest wie die Frau,“ sagte das Stubenmädchen. Sie hörte zu, in ihrer Ecke beim Bücherschrank.

Schließlich riß dem Vater die Geduld, die Kinder sollten ins Bett.

Darüber weinten sie dann und bekamen Zwetschgen, um artig mit dem Kindermädchen zu gehen.

Die Mutter aber begleitete Tine mit bloßem Kopfe die Allee hinauf.

Während der hellen Nächte wandelte sie dort lange auf und ab. Sie liebte die Sterne. Sie konnte lange stehen bleiben, um zu zählen, wie viele sie auf einmal sehen konnte.

Tine stand daneben.

Sie fragte, wie die Sterne hießen.

Die Mutter aber hatte ihnen Namen nach ihren Freunden gegeben.

Der dort war ihrer Mutter Stern.

„Sehen Sie ihn?“

Und der dort war Alices Stern. „Sehen Sie ihn wohl? Es ist der, der so traurig ausschaut.“

Es gab so viele traurige Sterne, und die liebte sie am meisten.

„Thora!“ rief der Vater oben vom Giebel-  
fenster.

„Thora! Du erkältest Dich.“

„Ich sehe mir nur die Sterne an,“ sagte sie  
und ging still hinein.

Aber die Sterne anzustarren war bei ihr fast  
zur Leidenschaft geworden.

„Ich bin dann bei meinen Freunden,“ sagte sie.  
Zuweilen begleitete sie Tine bis zum Kirchhof,  
weiter aber nie. Denn sie fürchtete sich vor Ge-  
spenstern. Sie glaubte so fest und sicher an Ge-  
spenster, und daß es im blauen Fremdenzimmer  
spukte, war einfach eine Thatsache.

Das bestätigte sie immer, indem sie mit dem  
Kopfe nickte:

„Fritz weiß es auch,“ sagte sie.

Denn im blauen Zimmer war eine weiße  
Dame, und wenn sie sich sehen ließ, mußte  
Jemand sterben.

Die Mutter hatte sie einmal gesehen, da starb  
der alte Postmeister.

Außerdem wußte sie noch manche Gespenster-

geschichte, und sie erzählte sie uns Kindern in der Dämmerung, daß es uns dabei gruselte.

Am allerliebsten erzählte sie die von Alholm, denn von der wußte sie bestimmt, daß sie wahr sei, sie war ihrer eigenen Tante passiert.

„Auf Alholm hatte es schon immer gespukt,“ behauptete die Mutter, „diesmal aber war es ganz sicher, denn Olivia saß eben und frisierte sich zum Ball, als sie mit einem Male eine Dame aus der Wand heraustreten sah — wie sie leibt und lebt — sie erblickte sie im Spiegel, versteht Ihr . . .“

In grauem Seidenkleid mit großen Rosensträußen, und sie schritt gerade auf Olivia zu und stellte sich hinter ihren Stuhl — —

„Olivia aber fuhr auf, stürzte auf den Gang hinaus und schrie, schrie — — ein Glück war es aber, daß die Dame sie nicht bei der Hand gefaßt hatte. Denn das war einer Gesellschafterin passiert . . . und die kam schreiend auf den Gang hinausgelaufen, die Treppen hinauf und zur Gräfin hinein, indem sie rief: Eine Dame kam aus der Wand herausgeschritten, ging gerade auf mich zu und faßte mich bei der Hand — — und drehte mich herum . . .“

Und denkt Euch, im selben Augenblick wurde die Gesellschafterin verrückt . . .

Nicht zu retten war sie, sie war und blieb verrückt!“

So erzählte die Mutter.

Und sie fügte hinzu, der Graf zu Alholm habe schließlich jene Stelle in der Mauer niederreißen lassen, und in einem geheimen Raum habe man denn auch ein Skelett gefunden.

Natürlich war sie ermordet worden, sagte die Mutter.

Trotzalledem war das mit den Geispstern doch eine eigene Sache. Vorbedeutungen dagegen, das war etwas, was ganz bestimmt erwiesen sei. Und Hunde und Eulen wußten mehr als Menschen.

Niemals schrieen die Eulen am Kirchturm, ohne daß bald Jemand starb.

„Das wissen sie ganz genau beim Krüster,“ sagte die Mutter und nickte.

Nachmittags im Winter ging die Mutter mit den Kindern auf Besuch. Alle Kinder plauderten, während sie die Allee hinaufschritten und die Mutter umringten wie ein Schwarm junger Vögel.

Oben, am Ende der Allee wohnte der Dorf-

schulze. Schmuck und sauber, breit und groß lag der Hof da, mitten im weißen Felde, abgeschlossen durch ein grüngemaltes Thor.

Manchmal machten sie beim Dorfschulzen einen Besuch. Sein Weib verschwand dann sofort in die Küche.

Sie sagte Guten Tag mit einer Stimme, die man nicht hörte, streckte einem eine feuchte Hand entgegen, die man nicht zu fassen bekam, und ging in die Küche, um fürs Essen zu sorgen. Man war noch kaum zehn Minuten beim Dorfschulzen, so strotzte der Tisch auch schon von Eßwaren. Immer gab's Rippesper, und rote Rüben zur Sülze. Die Brodscheiben waren so groß wie Landkarten.

Der Dorfschulze war ein dicker Mann, der einen einzigen Rock besaß, um darin zum heil'gen Abendmahl zu gehen, und wenn es Markttag war, nach Augustenburg, im Uebrigen aber in Hemdsärmeln einherging. Er sagte nie etwas, lachte aber immer, daß es seinen großen Körper nur so schüttelte.

Die Mutter setzte sich verzweifelt zur Sülze nieder.

kehrte sie aber heim von einem Besuche bei Dorffschulzens, so mußte sie immer ein Glas Rotwein haben, um damit das Fett hinunterzuspülen.

Jahre waren verstrichen, bei Dorffschulzens blieb immer alles beim Alten. Die Frau ging nach ihrem Guten Tag in die Küche, und in ihm fing es an zu glucksen, daß sein Zwerchfell bebte, sobald er nur „der Mutter“ Gesicht erblickte.

Eines Tages aber, es war in der Dämmerung, schleppte sich ein Etwas, das wie ein schweres Bündel aussah, in unsere Wohnstube hinein. Und das Bündel — nichts als Tücher, darüber ein großer Shawl und wieder ein kleiner Shawl — kam nicht weiter als bis zum Stuhl neben dem Bücherichrank, dort sank es nieder, wie ein schweres Federbett niedersinkt, und weinte, weinte, weinte.

Aus all den Kleidern heraus kam das Weinen, still und ununterbrochen.

Dies Bündel war des Dorffschulzen Weib — ihr Sohn war durch einen Fehlschuß umgekommen.

Die Mutter kniete nieder und versuchte es, bis zur Frau zu dringen — durch all die Shawls hindurch, um sie zu trösten.

Das Bündel aber weinte, weinte und sagte:

„Ich wollte auch den Pastor sprechen.“

„Ja, ja, Madam Hansen, ja, ja, Madam Hansen . . .“

„Ich wollte auch den Pastor sprechen.“

Und das Bündel schritt hin über den Teppich, zum Prediger hinein, still vor sich hinstöhnend, so still und schwer wie etwas, in dem kein Leben ist.

„Ach, wie sie weinte,“ sagte die Mutter, „wie sie doch weinte — wäre sie nur die vielen Shawls los geworden — hätte man sie ihr nur abnehmen können.“

Als ob sie das in diejem Kummer ihr näher gebracht hätte.

. . . Die Mutter und der älteste Junge sollten hin, um Dorfschulzens Sohn zu sehen.

Es war, als hörte man in dem Hause keinen Laut mehr. Der Hund bellte nicht, und das Federvieh war eingeschlossen.

Der Dorfschulze empfing uns in der Thür. Er sprach kein Wort, und die Mutter schritt mit dem Knaben still durch die Stuben, wo alle Thüren offen standen.

Im „Saal“ stand der Sarg.

Dort war solch eine eigene gelbe Beleuchtung, wie sie durch weiße Laken, die vor den Fenstern aufgehängt sind, hervorgerufen wird.

Der Dorfschulze nahm das Tuch vom Antlitz des Toten.

Da lag der Sohn, still.

Daheim, in der Leutestube, hatten sie gesagt, durch Anders Nielsen seien viele ins Elend gekommen.

Denn er hatte „so einen weibischen Mund gehabt“, hatte der Großknecht gesagt. Kein Frauenzimmer konnte da widerstehen. — Und ein Paar Beine, sie kriegten ihre Augen nicht los davon . . .

Jetzt aber lag er still. Es war als habe sein Gesicht gar keinen Ausdruck — nur Kälte.

Der Dorfschulze ging umher und murmelte einige Bibelverse vor sich hin, die er von seiner Konfirmation her wußte.

Die Mutter aber betrachtete lange das Gesicht der Leiche. Dann deckte sie es selber mit dem Tuch zu. Es lag so hoch über der großen und geraden Nase.

Als die Mutter und der Junge in die vorderste



Stube zurückkamen, war der Tisch gedeckt. Er stand voll von allerlei Gewaaren.

Die Frau ging umher und bot uns an.

Die Thür zur stillen Leichenstube stand offen.

Der Dorfschulze aß bedächtigt ein Stück nach dem andern. Er mußte viel essen während der Trauertage.

Niemand redete.

Der Junge bekam Likör von schwarzen Johannisbeeren und trank das ganze Glas aus — denn die Mutter sah es nicht — so daß ihm ganz wirt im Kopfe wurde.

Sie saßen lange bei Tisch. Die Frau des Dorfschulzen hatte sich neben die Thür gesetzt. Sie hatte kein Wort gesprochen.

Als aber die Mutter gehen wollte und sich der Frau näherte, um ihr Lebewohl zu sagen, spürte sie, wie die Nermste am ganzen Körper zitterte.

Sie sah vor sich nieder auf den Boden, und als sie zu sprechen versuchte, stieß sie mühsam die Worte hervor . . .

Ach, es sei da so Vieles, so Vieles, wiederholte sie immer wieder . . . aber sie wollte darum

bitten, daß die Frau ein wenig singen wollte . . .  
ein wenig singen, drinnen neben der Leiche.

Die Mutter antwortete nicht, legte nur still  
ihr Zeug wieder ab, darauf gingen alle vier  
wieder hinein — durch die Wohnstube, durch die  
Mitteltube, in das gelbe Licht hinein.

Der Dorfschulze brachte ein großes Psalmbuch  
herbei.

Die Mutter aber sang in die Luft hinaus,  
und ohne den toten Sohn anzusehen:

Wenn ich bedenke recht den Tod,  
Daß ich von hier muß scheiden,  
Wie's Böglein froh das Morgenrot,  
Begrüß ich ihn mit Freuden.

O milder Tag,  
Wo Streit und Plag  
Wird selig gehn zu Ende.  
In Jesu Schoß  
Mit Wonne groß  
Falt ich die müden Hände.

Die Eltern regten sich nicht. Nur die Mutter  
allein sang.

Der Junge stand und sah sie an. Sie war  
kreideweiß im Gesicht.

Diese einsame Stimme klang so seltsam dort  
über den fremden Todten.

Gia, mein Herz, sei stark und hold  
In Christus, Deinem Herrn;  
Den Tod, der Sünde bitterm Sold,  
Empfängst Du jeho gern.  
Denn jede Wund'  
Sie ist jekund  
Die Thür zum Himmelreiche.  
Der Tod ein Kuhn  
Nach schwerem Thun,  
Daß jeder Kummer weiche.

Für einen Augenblick war alles still.

Dann legte die Frau das Tuch über des Toten Antlitz. Der Junge bemerkte, daß die Mutter nicht einmal mehr ein Lebewohl sagte.

Der Dorfschulze begleitete sie über den Hof hinaus. Er schloß das Thor auf und wieder zu.

Die Mutter und der Junge schritten auf den Weg hinaus. Die Mutter sprach nicht.

„Mama,“ sprach der Junge, „Dein Gesicht war so weiß.“

„Komm jetzt,“ sagte die Mutter.

Bis sie heimkamen, war die Mutter schweigsam und fröstelnd. Beim Abendtisch wurde kaum gesprochen.

„Fritz,“ sagte die Mutter plötzlich, „der Mensch hat keine Seele besessen.“

„Thora!“

„Nein.“

Die Mutter schwieg einen Augenblick.

„Nur heißes Blut hat er gehabt . . . und jetzt ist es kalt geworden.“

Der Vater antwortete nicht.

Kurz darauf sagte die Mutter wieder:

„Die Menschen müßten immer alt werden, ehe sie sterben.“

„Thora, wie Du redest.“

„Doch, das glaube ich. Denn dann hätten die Leiden ihnen wenigstens eine Art von Seele gegeben.“

Es war, als befände sich die Mutter in einem inneren Aufruhr:

„Ich kann dies Gesicht nicht vergessen, in dem Nichts war. — —“

Die ganze Insel fand sich ein bei der Beerdigung. . . . Hatte man aber den Hof des Dorfschulzen hinter sich, dann lagen da hinter dem Zaune all' die kleinen Rätnerhäuser. Die Fensterrahmen waren grün angestrichen, und die Thüren waren ebenfalls grün, sonst aber lagen die Häuschen weiß da im tiefen Schnee.

Die Mutter nickte jeder Fensterscheibe zu, und die Kinder nickten hinter ihr her, und der älteste Knabe lief in jeden Schneehaufen hinein, der am Wege zusammengeschaufelt war.

„Wie der Junge geht,“ sagte die Mutter.

Im äußersten Hause wohnte Elsbeth. Sie war die Älteste im Dorf. Sie war sicher hundert Jahre alt. In ihrem Stübchen war's so still, daß es den Kindern schien, als wage nicht einmal die Katze zu schnurren. Oder vielleicht hatte sie es vergessen. Denn auch sie war alt und lag neben dem Bette. Wenn sie aber ihre graugelben Augen ab und zu öffnete, glaubte man, daß sie Mancherlei wußte.

In früheren Zeiten hatte Elsbeth gesponnen,  
— gesponnen, gesponnen.

Jetzt aber war das Spinnrad bei Seite gestellt worden.

Es stand neben dem Fensterrahmen. Wie eine Uhr, die nicht mehr geht.

Elsbeth nickte der Mutter zu, wenn diese eintrat.

Die Stimme rang sich mühsam, tief aus der Brust hervor.

„Ja, ich sitze hier,“ sagte sie.

„Da sitzen Sie ja gut, Elisabeth,“ antwortete die Mutter.

Die Kätze regte sich leise, und die Mutter warf ihr einen verstohlenen Blick zu, denn sie fürchtete sich vor ihr: sie mochte fremden Besuch nicht, sie wollte, daß Elisabeth und sie immer allein sein sollten.

„Ja, man sitzt und wartet,“ sagte Elisabeth. „Erst lebt man, dann denkt man zurück, und zuletzt sitzt man nur und wartet.“

„Alte Leute werden klug,“ sagte die Mutter.

„Ja. Aber es nützt ihnen Nichts, Madame, und den andern auch nicht. Denn Blut ist Blut, das will kochen, bis es matt oder kalt wird.“

Elisabeth schaute den ältesten Jungen an — sie hatte so klare Augen, aber sie lagen so tief im Kopf — :

„Der wird einst auch Blut genug haben,“ sagte sie. „Blut genug und Thränen genug, das gehört meistens zusammen.“

„Was sagt sie?“ fragte der Junge.

Die Mutter aber gab keine Antwort.

Elisabeth schwieg ein Weilchen, während die Kätze ihre Augen öffnete.

„Dann kommt die Zeit des Muttergrames, aber auch die geht vorüber.“

„Was sagt sie, Mama?“ fragte der Junge.

„Es giebt Mütter, welche sterben, während ihre Kinder klein sind,“ sagte die Mutter.

„Ihnen ist wohl,“ erwiderte Elisabeth. Alles war still im Stübchen. Auch die Uhr stand still. Elisabeth zog sie nicht mehr auf.

Die Nachbarsfrau kam, wenn es Zeit war — nach der Sonne — half Elisabeth aufstehen und brachte sie wieder zur Ruhe.

„Zuletzt denkt man nur, wozu das Ganze soll.“

„Was meinen Sie Elisabeth?“

„Ja, Madame. Gott ist zu groß, und er kann sich auch nicht mit uns abgeben.“

„Das können wir nicht wissen Elisabeth,“ sagte die Mutter.

„Doch Madame. Denn wir sind zu klein, und er hat nicht die Zeit, sich mit uns abzugeben.“

Elisabeth schwieg, und die Mutter erhob sich mit ihren Kindern.

„Lebewohl, Elisabeth,“ sagte die Mutter, „hier stelle ich den Fliedersaft hin.“

„Lebewohl,“ erwiderte Elisabeth.

Aber draußen auf der Landstraße war die Mutter schweigsam.

„Was war das Alles, was sie da redete?“ fragte der Junge.

„Sie sprach von Dir,“ antwortete die Mutter. Und sie gingen schweigend weiter.

So oft aber der älteste Junge allein draußen war, ging er, wenn er sich Elisabeths Haus näherte immer auf die andere Seite des Weges hinüber. Denn es war ihm als fürchte er sich.

Ging man nun auf der Landstraße weiter zu Schullehrers, so kam man bei Madame Jespersen vorbei.

Ihr Haus lag oben auf einem Erdwall, und um zu ihr zu kommen, mußte man eine Stiege hinaufklettern, die nur ein Geländer hatte. Die Diele war mit Sand bestreut, und es roch nach Jungfräulichkeit und Lavendel.

Madame Jespersen saß auf einem erhöhten Fensterplatz und häckelte Schutzdecken. Dort hatte sie gefessen, so lange die Staare in die Stadt gekommen waren. Die Schutzdecken lagen weiß und glänzend auf jedem Stück Möbel und auf jedem Stuhl.



Hatten die Kinder sich niedergesetzt und standen dann wieder auf, so ging ein Jedes von ihnen davon mit einer Decke, die an einem unaussprechlichen Körperteile festgeklebt war.

„Junge, Junge,“ sagte die Mutter und brachte die Decke wieder auf ihren Platz. Alle Stuhlfisfen waren von Fräulein Helene in Stramei gestickt. Fräulein Helene sticte immer vielfarbige Sterne auf vielfarbigem Grunde.

Madame Jespersen sprach Holsteinisch — denn von dort kam sie her — und war einst Kammerzofe bei Kantaus gewesen. Niemand wußte, wie sie eigentlich hierher, gerade nach diesem Winkel des Landes verschlagen worden.

Sie war immer in schwarzwillenem Moiréekleide und füllte einen großen Mahagoni-Lehnstuhl mit breiten Armlehnen völlig aus. Auf dem Kopfe trug sie eine thurmhohe Haube, von der die Kinder glaubten, daß sie damit schlief. An den Handgelenken hatte sie Armbänder von Bernstein.

Sie verließ ihren hohen Sitz nur, wenn sie in die Kirche ging. Dann trug sie eine Mantille von Moirée-Antique, und einen gestickten Shawl darüber.

Wenn der Kaffee auf den Tisch sollte, mußte Fräulein Helene stets mit ihren vielen Mustern wegrücken, um Platz zu machen. Es waren Muster aus grauem Packpapier zu ihrer immer unfertigen Garderobe. Zwei Mal im Jahre reiste sie nach Rendsburg und kehrte zurück, den Kopf voll von Modellen zu Kleidertailen, die sie im folgenden Halbjahre beschäftigten.

Was die Stoffe betraf, so liebte sie die schottischen Muster.

Sie veränderte aber nur die Tailen. Die Röcke blieben ungefähr dieselben. Nur dann und wann wurden sie mit Garnierungen versehen.

Die Kuchen zum Kaffee wurden aus einem Kasten hervorgeholt, der unter Madame Jespersens Bett stand. Dies war hoch wie ein Berg.

„Ach ja, man muß geduldig sein,“ sagte Madame Jespersen und ließ ihre Hände in den Schoß sinken. Sie hatte sie einst vor Zeiten mit vielen Kammerzofenringen geschmückt, die jetzt im Fett der kurzen Finger verschwunden waren.

Jungfer Venchen lief wie ein Wiesel hin und her und plauderte.

Jungfer Stine steckte nur ein knochiges Ge-

sicht zur Thür herein zum Gutentag. Sie mußte in ihrer Nähschule bleiben.

„Eine Minute wenigstens könnten Sie sich doch zu uns setzen,“ sagte die Mutter, „lassen Sie doch die Mädels nähen.“

Aber Jungfer Stine war schon wieder draußen in ihrem Stübchen hinter dem Gang, wo sieben kleine Mädchen, mit kleinen Zöpfen wie Mäuseschwänze und zusammengekniffenem Munde, Weißnähen lernten.

Jungfer Stine war langaufgeschossen wie eine Mannsperson und hatte Sehnen wie ein alter Gaul.

Sie hatte eine Buchstabierabteilung vormittags und eine Nähabteilung nachmittags. Sie bekam drei und dreißig Dere im Monat pro Kopf von der Nähabteilung.

„Meine Stine läßt sich keine Ruhe,“ sagte Madam Jespersen. „Ach ja, man muß geduldig sein.“

Jungfer Lenchen legte Kuchen auf eine Porzellan-  
schüssel, mit vielen kleinen Handbewegungen bei jedem Kuchen.

Sie lief in der Küche aus und ein, um den Kaffee zu besorgen, während sie dabei in einemfort

plapperte. Jungfer Venchen plauderte und plapperte das ganze Jahr unaufhörlich, ohne daß Jemand am einunddreißigsten Dezember gewußt hätte, was sie gesagt.

„Die Kleine schwärmt,“ sagte Madame Jespersen.

War der Kaffee auf dem Tische, kam Jungfer Stine auf einen Sprung herein. Sie setzte sich dann neben die Thür auf einen der drei Mahagonistühle mit richtigen Sitzen — die anderen Gegenstände zum drauffitzen waren wackeliger und hatten einen geflochtenen Rücken — denn sie setzte sich hart nieder und mußte etwas unter sich haben.

Sie verschlang den Kaffee und war wieder draußen.

Von der Kuchenschüssel waren immer einige Kränze verschwunden. Die verteilte sie zur Belohnung in der Nähsschule. Das Stehlen war sonst durchaus nicht Jungfer Stines Sache, aber von den Kuchen stahl sie doch in unbewachten Augenblicken. Gelang ihr das nicht, so kaufte sie Zuckerkringel unten im Krug.

Eine war doch immer mit einem Wäschestück fertig.

Wenn die Mutter in den Gang hinaus kam, beim Fortgehen, steckte Jungfer Stine ihren Kopf aus der Schulstubenthür — es kam eine laue Sticlucht aus dem kleinen, weißgetünchten Loch heraus — sie mußte der Mutter immer einen Kuß zum Abschied geben. Sie war der einzige erwachsene Mensch, den sie küßte.

Der älteste Junge polterte über alle vierzehn Holzpantoffel draußen in der Bordiele:

„Wie ungeschickt der Junge ist,“ sagte die Mutter, „er lernt es nie, sich hübsch fein zu benehmen.“

Jungfer Stine blieb in der Hausthür stehen und nickte, Jungfer Lenchen aber bog mit einer zierlichen Hand die Blumen im Stubensfenster zur Seite und lächelte nur.

„Mama,“ sagte der älteste Junge, als sie auf die Landstraße hinausgekommen waren, „Jungfer Stine hat Augenbrauen wie Rutscher Lars.“

Jungfer Stine hatte Augen wie eine junge Maid, und darüber Augenbrauen wie eine Manns-person.

Die Mutter liebte es, ihren ältesten Sprößling plaudern zu hören. Er sprach ganz wie sie,

brauchte dieselben Sätze, dieselbe Wortstellung, mit einer altklugen Wichtigkeit, die wie Weisheit wirkte. Und immer guckte sein Kopf, der zu groß für seinen Körper war, neben der Mutter Kleiderrock hervor.

Wenn sie von einer Kindergesellschaft heimkehrten, wollte die Mutter immer den Bericht vom Schmaus haben.

Sie setzte sich in ihrem Lieblingsstuhle mitten in die Wohnstube hin, als setze sie sich an einen gedeckten Tisch.

„So“, sagte sie, „nun laßt mich hören.“

Alle Kinder redeten und schrieen durcheinander.

„Der Junge zuerst!“

„Der Junge zuerst“, wiederholte die Mutter.

Und der Junge sprang in seiner Sammetbluse herum und machte Alle nach, Knaben und Mädchen, Stimmen und Geberden, daß die Mutter sich in ihrem Stuhl vor Lachen krümmte.

„Und weiter? und weiter?“

Der Junge fuhr fort. Er konnte die ganze Gesellschaft auswendig. Er machte sie nach wie ein Affchen und lief dabei hin und her wie ein Verrückter. Schließlich sagte die Mutter:

„Was bekamt Ihr zu essen?“

Und die Kinder riefen durcheinander, was sie zu essen bekommen hatten.

Ueber das Essen in den Gesellschaften lachte die Mutter am allermeisten.

„Essen lernen sie hier zu Lande nie,“ sagte sie. „Du mein Gott, was setzen sie Einem nicht alles vor.“

Bei den Kindergesellschaften gab es ja ein für allemal nur Butterbrot und Mandelpudding.

Zuletzt öffnete der Vater die Thüre von seiner Stube:

„Großer Gott, Thora, Du verdirbst mir den Jungen ja ganz“, sagte er. „Kindern darf man doch nicht von dem Augenblick an, wo sie in der Wiege liegen, erlauben zu kritisieren!“

„Aber, lieber Fritz, ich kann ihm das Sehen doch nicht verbieten.“

Und der Vater machte seine Thüre wieder zu.

Des Vaters Thür war fast immer geschlossen, und die Kinder wußten kaum, wie es hinter der Thür aussah. Denn sie kamen so selten hinein und darinnen war es so dunkel. Die Stube lag gen Norden, niemals schien die Sonne hinein. Die Möbel waren aus tiefdunklem Mahagoni.

Der Vater schritt fast immer auf und ab — auf und ab in seiner Stube.

„Wer ist da?“ sagte er, wenn Jemand hereintrat, und schrak leicht zusammen.

„Ich bin es“, antwortete eins der Kinder, das gekommen war, um ein Buch zu holen.

Und der Vater wanderte weiter, auf und ab, zwischen seinen vier Wänden.

Er hatte es gerne heiß im Zimmer und hatte doch immer weiße Hände vor Kälte.

Beim Mittagstisch, wenn eins der Kinder sprach, konnte er sich plötzlich von seinen Gedanken losreißen — er saß immer hinter einer Flasche feinem Rotwein mit rotem Siegellack:

„Gott weiß, wie die Kinder erzogen werden,“ sagte er.

„Lieber Fritz“, erwiderte die Mutter, „wie soll man Kinder auf dem Lande erziehen.“

„Wie Kinder“, sagte der Vater und fiel wieder in Gedanken.

Er war immer blaß im Gesicht, und sein Bart fing an grau zu werden.

Die Mutter aber sagte zu Schullehrers Tine:

„Liebste, Kinder sind Kinder, was sie nicht



hier hören, das hören sie in der Gesindestube.“

Und das war wirklich wahr. Die frohesten Stunden der Kinder waren die Stunden in der Gesindestube. Dort war es so siedendheiß, daß ihre Köpfe puterrot wurden, während sie in den Ecken saßen und zuhörten. Es war da stets eine große Versammlung aus dem ganzen Dorf, weil niemand daran dachte, wie viel Bier in die Krüge hineinging.

Das Küchenmädchen lief immer wieder ab und zu auf ihren schwarzen Socken und schenkte ein.

Es war wie in einem Wirtshause.

Kutscher Lars hatte den Voratz oben am Tischende. Die Häusler zierten die Seitenwände. Maren, das Waschmädchen, stand neben der Thür mit einem Grinsen auf ihrem Gesicht.

Im Dorf gab es kein Geklatsch, das nicht durch die Gesindestube ging.

Die Mutter machte zuweilen die Thüre auf:

„Na, Kinder giebt's was Neues?“

Und sie setzte sich dann auch neben den Ofen. Dann führte nur Kutscher Lars das Wort, während die Häusler versthlene Blicke auf ihre Krüge warfen.

Rutscher Lars war bei uns gewesen, so lange man sich erinnern konnte. Alle Dienstboten blieben jahrelang in unserem Hause. Die Mutter klagte beständig beim Vater über ihr Betragen. Der Vater sagte:

„So laß sie doch gehen.“

Die Mutter schlug hilflos ihre Augen gen Himmel: „Aber sie wollen ja nicht“, sagte sie. Und sie blieben.

Das Stubenmädchen hatte schreckliche Kopfschmerzen. Sie band sich Handtücher um den Kopf, so daß sie einem Schwerverwundeten glich, und ging mit lautem Stöhnen aus und ein. Das Mittel gegen ihr Uebel war ein unaufhaltbarer Kaffee-  
strom, und dabei that sie nicht die geringste Arbeit.

„Ich finde Hannes Besen überall“, sagte die Mutter.

Die Besen standen verlassen.

Hanne selber sank in der Wohnstube beim Bücherschrank nieder und stöhnte: „Ich habe es der Marie gesagt, daß sie den Kaffee kocht.“

„Das ist recht“, antwortete die Mutter.

„Will die Frau nicht eine Tasse mittrinken?“ stöhnte Hanne.

„O danke, wenn er da ist“, sagte die Mutter.

Die Hausmamsell saß am Fenster und sticte. Sie war eine sehr lange und apathische Person, die stets beleidigt that, um einen Vorwand zu haben zum Nichtsthun.

Die Mutter ärgerte sich wütend über sie und fragte sie jede Woche einmal, ob sie nicht nach Sonderburg hineinfahren wollte.

„Gott“, sagte sie, „dann bin ich sie wenigstens so lange los.“

Sie ließ die Hände in den Schoß sinken.

„Alle meine Hausmamsellen werden so vornehm, daß sie nur sticken können.“

Für das jüngste Kind hatte man eine Amme genommen. Diese führte den Namen Rose, und es zeigte sich, daß sie auf der ganzen Insel berüchtigt war.

Als sie nicht mehr nährte, ging sie zu einer unbestimmbaren Stellung über, denn es war schon ein Kindermädchen im Hause.

Der Vater machte der Mutter viele Vorstellungen, damit sie sie wegzagen sollte.

„Lieber Freund“, sagte die Mutter, „jage mir nur, wie. — Sie sitzt ja auch nur im Fremden=

zimmer und näht. Dort thut sie ja keinen Schaden.“

Und Rose saß nach wie vor im Fremdenzimmer.

Ueberhaupt, wenn von den Dienstboten die Rede war, sagte die Mutter:

„Ja, Fritz, wenn Du Dich überhaupt mal der Sache annehmen wolltest, Du würdest schon sehen.“

Vater war viel zu müde, um sich der Sache anzunehmen.

Mit einer Ausnahme freilich.

Der älteste Junge ging eines Tages durch die Stube und sagte zur Hanne, dem Stubenmädchen:

„Mach' die Thüre zu.“

Er wußte nicht, daß zufällig des Vaters Thür offen war. Der Vater erschien gleich darauf, freideweiß im Gesicht:

„Hanne, wollen Sie so freundlich sein, die anderen zu rufen“, sagte er.

Die sämtlichen übrigen Dienstboten versammelten sich, während der Junge zitterte und der Vater wartete. Als Alle beisammen waren, gab der Vater ohne viel Umstände seinem ältesten Sproßling eine tüchtige Ohrfeige.

„Willst Du nun vielleicht Hanne um Verzeihung bitten und zu ihr sagen:

„Hanne, wollen Sie so freundlich sein die Thür zuzumachen.“

Der Knabe that es mit einer von Thränen erstickten Stimme, worauf die Dienstboten fortgeschickt wurden.

Eine gewisse Höflichkeit gegen Untergeordnete wurde nach diejem Tage — denn keins von den Kindern konnte sich je erinnern, daß der Vater es bestraft hatte — etwas, das ihnen ins Blut überging.

„Es ist ohnehin hart genug, in dienender Stellung zu sein“, sagte der Vater.

Vielleicht hatten die Kinder, anläßlich des „harten Looses“ im Stillen allerlei kritische Gedanken, denn in ihrem Heim gab es Niemand, der regierte, außer denen, die dienten.

Schullehrers Tine, die die gesunde Vernunft selber war, sagte immer, wenn die Mutter klagte:

„Um Gotteswillen, nur nicht wechseln! es ist noch immer besser, in den Händen der alten zu sein.“ —

„Komm“, sagte die Mutter zu ihr, „laß uns ein wenig hinausgehen.“

Sie banden sich ein paar Shawls um und gingen durch die Gitterthür in den Garten, nach dem eisbedeckten Teich hinunter. Längs den Ufern lag der Schnee zwischen dem halbverwelkten Grase. Draußen hinter den Pappeln erstreckten sich die weiten Wiesen.

Plötzlich wurde die Mutter traurig, und ihre schöne Stimme klang wie eine Klage.

„Wie war es doch schön hier im Sommer!“

Lange und wehmütig schaute sie über Eis und Schnee der Wiesen hin, sie, die den lauen Wind und die Sonne liebte.

Sie starrte das Lusthaus mit den weißen Säulen an. Zu ihrem Geburtstag im Juni waren diese Säulen immer mit Kränzen umwunden.

„Ich werde nicht viele Sommer mehr erleben“, sagte sie.

„Unsinn“, antwortete Tine.

Die Mutter aber fuhr fort, aus ihrem Lusthause nach den eisbedeckten Wiesen hinüber zu starren:

„Nein“, sagte sie und fing leise an zu weinen, sie, die das lichte Leben liebte.

Mutter, Du beugtest Dein Haupt,  
als der Schmerz kam,  
und schloßest Dein Auge,  
als die Dämmerung hereinbrach  
für Dich und für uns Alle —  
Mutter — Du —  
Es werden noch immer Rosen,  
Rosen und Blumen  
um die weißen Säulen geschlungen —  
Rosen, Mutter,  
für die Anderen.

Aber Du konntest  
im Winter nicht leben;  
nicht wenn die Erde,  
nicht wenn das Herz erstarret.  
Du gingest.

Und doch und doch  
blühen die glühenden Rosen —  
Rosen, Rosen  
blühen doch für die Anderen.

\* \* \*

Ging man von Jespersens nur noch zwei Schritte weiter, so machte die Landstraße eine Biegung und man stand auf dem Kirchenplatz.

Dort lag auch der Krug, weiß wie die Kirche, sein Gegenüber. Nur war die Eingangsthür zum Krug grün, während das Kirchenthor schwarz war.

Links lag die Schmiede. Sie war so merk-

würdig viereckig und hatte sonderbarer Weise gleichsam ein Käppchen auf: das Dach. Drinnen in der Schmiede aber war Nacht und Flammen.

Der älteste Junge schlich Sonntags oft nach der Schmiede hinüber. Dann war es dort so still und friedlich, die Wände waren wie andere Wände, die Thür war eine Thür und die Steine Steine, während der Schmied selber nun zu einem weißen und richtigen Manne geworden war, der heiter und breit draußen vor dem Wirtshause saß.

Er saß da und sah sich die Leute an, die zur Kirche gingen.

Kam der Montag wieder, dann war die Schmiede wieder voll von schwarzer Nacht und roten Flammen. Und nie hätte der Knabe es gewagt, dort hinein zu gehen, dort wo, wie sie erzählten, der Schmied herumging wie ein großer schwarzer Schatten, zwischen den schwarzen Schatten der Blasebälge.

Rechts kam man nach der Schule. Sie lehnte sich gleichsam freundlich an die Kirche an, stützte sich auf sie und was ihr angehörte.

Die Schultreppe war mit Sand bestreut. Die Thür zum Hause öffnete sich so weich auf



ihren Angeln, und gleich im Korridor schon glänzte Alles. Die Wände, der Fußboden, die Decke — Alles. Niemand verstand es, grüne Seife so unter seinen Händen zum Glänzen zu bringen wie Küsters Lüne.

Links lag die Schulstube. Sie war von einem ewigen Gesumm erfüllt. Die Kinder saßen in Reihen über ihrem ABC und Katechismus, Knaben und Mädchen, jedes auf seiner Seite, wie die Mannsleute und Frauenzimmer in der Kirche. Sie schwitzten, daß man es roch, über all den vielen Kenntnissen. Der alte Küster rauchte eine Pfeife mit starkem Tabak und schwitzte mit. Er schwitzte immer, und immer hielt er den Ofen glührot.

Wenn die Mutter in den Küstergang eintrat, hob sie die Schulstubenklinke:

„Guten Tag, Küster“, sagte sie. „Na, bei Ihnen ist es aber warm“.

„Guten Tag, guten Tag“, antwortete der Küster. Die Kinder aber flogen in die Höhe auf ihren roten und schwarzen Strümpfen.

„Ja, freilich die vielen kleinen Bodere“, sagte darauf der Küster, „die sollen schon Wärme abgeben.“

Die Mutter schloß die Thüre wieder. Aber

Tine hatte sie bereits, von der anderen Seite des Ganges, gehört, und machte schnell die Wohnstübenthür auf.

„Nein, aber bitte, kommen Sie doch herein, hier ist es schön warm.“

In der Schule war es immer 'ne Wärme — —

„Gott bewahre, was es hier in der Schule für 'ne schwüle Luft ist“, sagte die Mutter und ließ sich in einen Stuhl fallen. Es gab nirgends Stühle, in die es sich so wunderbar hineinfallen ließ wie in Küsters Stube. Sie waren so breit, mit weitgeschweiften Armlehnen, als ständen sie da nur und sehnten sich nach den lieben Leuten.

„Das sind die Kinder“, sagte Tine.

Daheim behauptete die Mutter aber, es sei ganz im Geheimen der alte Küster ebenso sehr.

Drinne in den Stuben aber, da duftete es nach Räucherkerzen, nach getrockneten Rosenblättern und Reinlichkeit.

Die Küstersfrau erschien in der Küchentür.

„Ach, daß Sie endlich mal gekommen sind“, sagte sie und knixte.

„Himmel, wir sind hier ja wenigstens sieben Mal in der Woche.“

Die Mutter war bereits draußen in der Küche. Sie mußte sie sehen. Küsters Küche war ihre ganze Wonne und ihr stetes Erstaunen. So viel Kupfergeschirr, und wie das glänzen konnte — Pfannen und Kessel und Töpfe die Wände entlang. Die Kaffeekanne hatte einen Bauch und stand immer auf dem Feuer.

„Sie kommt wohl nie von den Torfsohlen“, jagte die Mutter.

„Ach nein“, entgegnete die Küstersfrau, „es kommt ja so oft Besuch — Gottlob . . . es kennen Einen die Leute doch.“

Die ganze Gegend kam auf Besuch in die Stube. Alle machten halt vor der Thür und guckten herein.

„Man muß hinauf“, sagte die Mutter, „es ist, als werde man immer erwartet. Und Küsters wissen immer was Neues — aber sie klatschen nicht.“

Die Kinder waren glücklich aus dem Zeug heraus und spielten in der großen Stube Kriegen. Kein Raum war so geeignet zum Kriegenspiel. Denn er war so geräumig, als wäre es ein Saal, und alle Stühle standen dicht an den Wänden und versperrten den Weg nicht.

„Lieber Fritz“, sagte die Mutter daheim zum Vater: „ich weiß nicht, wie es kommt, aber Küsters-Möbel haben das an sich, daß sie so freundlich aussehen.“

Tine holte die Tassen hervor, und Tine kommandierte das Spiel.

„So, da purzelt der Junge wieder hin!“ sagte die Mutter.

„Aufgestanden, aufgestanden, Freundchen!“ rief Tine.

„Tine, was machen Sie mit Ihrem Tischzeug?“ fragte die Mutter, die wieder drinnen in der Stube war, wo sie sich in einen anderen Stuhl hatte fallen lassen. Sie wechselte nämlich immer mit den Stühlen ab bei Küsters.

„Ich bekomme meines nie so weiß“, sagte die Mutter und schüttelte verzweifelt den Kopf.

Ihr eigenes war ganz ebenso weiß, Küsters-Tischzeug aber erschien ihr immer weißer. Alles erschien ihr am weißesten und am schönsten bei Schullehrers — mit Ausnahme der Betten. Es waren die höchsten im ganzen Dorf.

„Daß sie in den Betten liegen können“, sagte sie zum Vater.

Die Betten waren Küstermutter's Stolz. Sie zeigte stets ihre Brautlaken vor. Sie hatte angefangen daran zu weben, als sie noch Mädchen war, und sie waren über Lina's Taufwiege gebreitet gewesen.

„Ja, so ist es,“ jagte die Küstersfrau, die lieblosend über ihre Laken strich, „mit der eignen Hände Arbeit.“

Kurz darauf war sie am Waffeleisen. Die Mutter spürte schon den Duft.

„Giebt's Waffeln?“ sagte sie und schmunzelte.

Die Mutter zog immer die Schultern in die Höhe mit einer leichten und schnellen kleinen Bewegung, wenn sie sich auf Essen freute.

„Ach, das ist famos!“ sagte sie.

Die ersten Waffeln kamen herein und der Kaffee dampfte. Die Mutter setzte sich mit einem Plumps in das Pferdehaar-Sofa, gerade unter das Bild von König Friedrich dem Siebenten. Er hing dort zwischen seinen zwei gesetzmäßigen Gemahlinnen.

Die Kinder wurden ringsum auf die Stühle verteilt. Am Kaffee verbrannten sie sich, und ihre Augen wichen nicht von den Waffeln.

„Gieb acht auf Deine Tasse“, rief die Mutter zum ältesten Knaben.

„Jesses, lassen Sie ihn doch,“ sagte Tine.

Die Mutter aber schüttelte den Kopf.

„Er faßt alle Dinge im Leben gleich ungehickt an. Das wird noch mal ein Unglück.“

Tine lachte, strich ihm übers Haar und sagte.

„Er hats vielleicht nicht von Fremden geerbt?“

„Na, Tine“, warf die Küstersfrau ein.

Die Mutter aber lachte, hob ihre schönen Hände mit den vollen Adern, und sagte:

„Tine mag Recht haben. Meine Hände sind schön, aber sie sitzen verkehrt in den Gelenken.“

Die Küstersfrau nahm sie zwischen die ihrigen und streichelte sie:

„Sie sind ja auch nicht fürs Gewöhnliche gemacht“, sagte sie.

Plötzlich aber war die Mutter ernst geworden:

„Nein“, sagte sie, und fast mit veränderter Stimme fügte sie hinzu: „Aber mit solchen Händen kann man sich auch nicht wehren.“

Ihre Stimmung schlug wieder um:

„Nein, Tine hat Hände!“ sagte sie und sah

bewundernd auf Tines emsige Hand hinüber, die abermals Waffeln unter die Kinder verteilte.

Sie war kräftig und doch nicht groß.

Dann fingen sie an von der Gräfin Danner zu sprechen.

„Gott bewahre, was für ein Frauenzimmer!“  
sagte Tine.

Die Gräfin Danner war das stete Gesprächsthema der Umgegend. Das Gottorper Schloß lag ja in der Nähe, und von dort kamen der König und die Gräfin nach Sonderburg herüber, Die Gräfin trug sich stets mit der Hoffnung, endlich mal nach einem Winkel zu kommen, wo ihr in rechter Weise gehuldigt werden würde.

Wenn die Gräfin nach Sonderburg kam, wurden alle Beamten auf der Insel nebst ihren Ehefrauen zur Tafel befohlen. Die Beamten erschienen, und die Frauen ließen absagen.

Die Mutter war so gut wie allein da.

„Sch will sie sehen“, sagte sie. „Denn, lieber Fritz, merkwürdig ist sie doch auf alle Fälle.“

Der Vater und die Mutter fuhren hin und wurden recht ungnädig empfangen. Die Gräfin kannte ihre Verwandtschaft mit jenem Bischof von

Seeland, den sie von ihrer Trauung her noch recht gut im Gedächtnis hatte. Die Sage ging, daß sie ihn in Friedrichsburg halb wie einen Gefangenen hätten behandeln müssen, ehe sie ihn dazu zwangen, sie zu trauen.

„Tüchtig ist sie“, sagte die Mutter, als sie heim kam von der Gräfin. „Aber du meine Güte, was war sie doch defolletiert . . . und was hat sie denn zu zeigen . . . Solche Fleischmassen zeigt man doch nicht mal einem Spiegel . . .“

Drüben in der Schule huben sie an zu singen. Der alte Küster sang vor, und die Kinder antworteten ihm unverdrossen in allen Tonarten. Es war ein Begräbnispsalm.

In der Wohnstube setzten sie ihr Gespräch von Gräfin Danner fort.

Es welken dieser Erde Kränze  
Und was sich hier dem Staub entwand.  
Gezählt sind bald der Erde Lenz —  
Selbst wo es Gott mit Geist verband.  
Doch was uns kommt von oben nieder,  
In Ewigkeit es blühet wieder — —

sangen sie drüben.

Die Mutter wußte so viele Geschichten von der Gräfin. Sie hörte die von ihrem Schwieger-



vater, der alten Excellenz, der „jene Person“ aus aufrichtiger Seele haßte.

Die Mutter erzählte eine Geschichte von den Kanälen zu Friedrichsburg. Der König und seine Gemahlin machten eine Ruderfahrt. Da wurde Seine Majestät, der „Freiheitskönig“, plötzlich wütend.

„Werft sie in den See!“ rief er.

„Werft die Bettel in den See!“ schrie er.

Die Leute zögerten.

„Zum Teufel — werft die Meze in den See!“ kommandierte Seine Majestät. Und die Gemahlin Seiner Majestät „mußte in den See“ hinein und ans Ufer waten.

Die Mutter wollte sich vor Lachen ausschütten.

Drüben setzten sie das Singen fort. Es klang so kläglich:

Wohl jeder Seele, die ersehnet,  
Was nur des Engels Aug erspäht,  
Die sich ans Höchste gläubig lehnet,  
Das Flittergold der Welt verschmäht.  
Zu ihnen kommt's von oben nieder,  
Es lohnt die Seinen herrlich wieder.

„Ja“, sagte die Küstersfrau mitten in der Gräfin=Plauderei, sie dachte an den Grabpsalm —:

„Sie müssen ihn ja fingen, der Chorknaben wegen, wissen Sie.“

Die Mutter aber wußte noch viel mehr von der Gräfin und Seiner Majestät zu erzählen.

Und sie erzählte weiter.

Wie der König in einer Staatsratsitzung das Protokoll dem Ratspräsidenten gerade ins Gesicht geworfen habe, so daß es hart am Ohr des Justizministers vorbei geflogen sei. Aber am schlimmsten war doch das mit der Gräfin.

„Der Schwiegervater sagt, daß sie während der Staatsratsitzungen an der Thüre horcht.

Und hinterher rapportiert sie Alles an Berling.“

Stets kehrte die Mutter wieder zu dem Thema von der Gräfin zurück.

Die Küstersfrau saß und hörte zu, und Lina lachte. Drüben in der Schule waren sie zu den Vaterlandsliedern übergegangen. Der alte Küster setzte immer kräftiger ein, wenn er ans Vaterland kam.

„Aber tüchtig ist sie“, schloß die Mutter, die mit der Gräfin zu Ende war.

Nichts in der Welt hatte der Mutter so imponiert wie Louise Rasmussens Tüchtigkeit.

„Mit der Höflichkeit“, fügte sie hinzu, „na, Kinder, das sage ich Euch — —“

Drüben in der Schule war es, als seien die Kinder erwacht. Hell ertönte es, die zweite Stimme voran:

O Muttersprache traute, o wonnesamer Klang,  
Wo finde ich das Gleichnis, zu preisen Dich im Sang.  
Die hochgeborne Jungfrau, die edle Königsbraut,  
Denn sie ist jung und lieblich, aus hellem Aug' sie  
schaut.

„Singt mit, Kinder“, sagte die Mutter und  
hub selber an. Der Alte hörte es von drüben  
und stärker erscholl die Melodie. Die klare Stimme  
der Mutter übertönte alle die anderen:

Sie legt uns auf die Lippen ein jedes schöne Wort,  
Zum leisen Flehn der Liebe, zum Dank am Siegesort.  
Wird uns das Herz zu enge und schwillt es uns  
vor Lust,

Berleihet sie uns Töne, erleichtert uns die Brust!

„Wie hübsch ist das“, sagte die Küstersfrau,  
„es ist, als ob das ganze Haus mitsänge.“

Die Mutter lachte und lief in die große Stube  
hinein:

„Nein, nein, bleibt da“, rief sie, „ich singe  
hier. Dann giebt's Gesang in der ganzen Bude.“

Und treibt uns in die Weite das Streben nach dem  
Glück,  
Nach ferner Zelten Weisheit, nach fremder Welt  
Geschick,  
Sie lockt und zieht uns heimwärts, die Muttersprache  
traut,  
Denn sie ist jung und lieblich, aus hellem Aug' sie  
schaut.

Es wurde ganz still drüben beim Schmied  
Jetzt konnten sie es in der Schmiede hören, daß  
„die Frau die Schule singen ließ“.

Der Schmied verließ seine Schmiede und  
schritt über den weißen Kirchenplatz. Er stand  
unter des Küsters Fenster und lauschte.

„Jetzt aber wollen wir hier bleiben“, rief die  
Mutter, und alle liefen zu ihr in die große Stube  
hinein.

„Ja“, sagte Tine, „dann spielt uns der Junge  
Theater vor.“

Der „Junge“ war der Älteste. Er hatte ein  
schwarzbraunes Gesicht und Säbelbeine. Seine  
Stimme klang hell und spröde wie eine Spiel-  
dose. Aber Verse konnte er. Alles, was die  
Mutter ihm vorlas, blieb in seinen Ohren sitzen.  
Er schlug um sich mit den Armen und hüpfte  
im Zimmer herum.

„Seht den Jungen, seht den Jungen!“ rief Tine.

Der Junge spielte Hafon, und er spielte den Chevalier in „Ninon“. Er mischte die Verse durcheinander, er schrie und flüsterte. Der Ofen mußte mitspielen. Der uralte Ofen des Küsters stand da mit breitem Bauch, so ernsthaft. Der Junge flog an ihm herum, beschwor ihn und donnerte ihm seine Verse entgegen.

„Seht den Jungen, seht den Jungen!“ rief die Mutter und krümmte sich auf ihrem Stuhl vor Lachen.

Draußen klapperten die Holzpantoffeln der Schulkinder auf der Steintreppe. Der Schultag war zu Ende. Die Mutter lief zum Fenster um rauszugucken: drunten auf dem weißen Schnee tummelten, balgten und prügelten sich eine Schaar von Rangen.

„Die Blitzrangen“, sagte der Küster, der hereingekommen war, und klopfte sich auf die Stirn mit der Spitze seiner Pfeife, die ein wenig schief war.

„Ach“, erwiderte die Mutter, „sie sehen aus wie Flöhe auf einem Laken.“

Der Floh war in ihren Gleichnissen ein Lieblingstier — war überhaupt ihr Lieblingstier.

Sobald eines der Kinder sich nur rieb, sagte sie augenblicklich mit heiligem Eifer: Du hast einen Floh. Und sie entkleidete es ganz, untersuchte seinen ganzen Körper, jedes Kleidungsstück, jede Falte. Der Floh war nicht da.

Aber es war die Jagd, an der sie sich belustigte.

„Zieh Dich an, das widerliche Thier ist davongesprungen“, sagte sie.

Aber war wirklich eine kleine Kreatur da, und hatte sie das Tier mit ihren schönen Nägeln gefangen, so pflegte sie es lange anzusehen und darauf zu sagen:

„Laß es weiter springen“.

Der Küster setzte sich in seinen großen Stuhl am Fenster. Seine Alte saß ihm gegenüber, bis es zu dämmern anfing.

„Bitte, singen Sie ein Lied“, bat er dann. Es war seine ganze Wonne, wenn die Frau sang.

„Das von der Liebe“, bat Tine.

„Tine ist verliebt“, lachte die Mutter.

„Das von der Liebe“ war eine irische Melodie. Die Worte sind unbekannt und vergessen. Nur die Mutter sang sie. Vielleicht hatte sie sie selber gedichtet. — Sie sang:

Schön ist der Sonne Licht,  
und lieblich kann das Mondlicht sein,  
wenn es in stiller Nacht  
sich über den rinnenden Fluß  
ergießet weit —  
Schön ist der Sonne Licht.

Am schönsten doch  
ist der Liebe Schein,  
der über des Liebenden Antlitz gleitet,  
wenn er unerwartet und jäh  
die Geliebte erblickt.

Doch wie die Sonne sinket  
und die Erde im Dunkeln läßt,  
so erlischt auch der Liebe Licht.  
— Dann ist es Nacht.

Ah, Gottes Vaters Sonne,  
sie ist barmherzig,  
sie gehet wieder auf.  
Das Licht der Liebe, wenn es erloschen,  
erlischt für alle Zeiten.

Es ist nicht dies,  
daß Menschen täuschen können;  
es ist nicht dies,  
daß Menschen verlassen wurden.  
Nein, nur der Liebe Licht,  
das jäh erlosch —  
Dann ist es Nacht.

Schön ist der Sonne Licht,  
die Sonne leuchtet alle Tage,  
und Alle sehen die Sonne.

Doch der, welcher niemals schaute  
der Liebe Licht  
entzündend sich und jäh erlöschen,  
der kennt den Tag nicht  
und weiß Nichts von der Nacht.

Das Lied erstarb.

„Die alte Weise ist so schön,“ sagte Lina.

„Sie ist gewiß wahr,“ bemerkte die Mutter.

Aber der Küster sagte, hinten von seinem  
Stuhl, im Dunkel:

„Ja, die Liebe ist etwas, worüber man nicht  
nachdenkt. Sie kommt.“

„Das stimmt,“ sagte die Küstermutter, so still  
aus ihrem Winkel heraus.

Einen Augenblick schwieg Alles. Darauf sagte  
die Alte:

„Ja, liebe kleine Frau — sehen Sie, so mag  
es sein. Sie kommt und sie geht. Aber es giebt  
wohl Menschen, denen sie die Thüre verschließt,  
weil sie, wenn die Liebe nicht zu Hause ist, sich  
nicht gedulden und abwarten . . . bis sie wieder-  
kommt . . .“

Die Mutter antwortete nicht.

Kurz darauf hub sie wieder an zu singen —  
und da war ihr Antlitz aufwärts gewendet und



schimmerte bleich im Dunkel; es konnte in dieses Antlitz ein Ausdruck kommen, daß es dem Gekreuzigten gleich —:

„Ach, Gottes Vaters Sonne,  
sie ist barmherzig,  
sie gehet wieder auf.  
Das Licht der Liebe, wenn es erloschen,  
erlischt für alle Zeiten.“

„Tine,“ sagte sie, und ihre Stimme klang plötzlich heiter, „jetzt wollen wir auf den Kirchhof gehen.“

Das that sie oft in der Dämmerung oder bei hereinbrechender Nacht, aber stets mußten Tine und die Kinder ihr auf den Ferjen folgen.

Sie zogen sich an und gingen durch die blitzende Küche in den Garten hinaus.

„Gute Nacht,“ sagten die Alten. Sie standen in der Rükenthür.

„Gute Nacht“.

Der Garten war mit Schnee bedeckt. Auf den Bäumen lag der Reif. Und die kleinen Sterne funkelten in der Höhe.

„Passen Sie auf Ihre Rosen,“ sagte die Mutter zu Tine.

„Sie sind zugedeckt,“ antwortete Tine.

Sie öffneten die Gitterthür und traten in den Kirchhof ein.

Dort war tiefe Stille. Die schwarzen und die weißen Kreuze ragten aus dem weißen Schnee hervor. Ihre Namen waren im Dunkel verschwunden.

„Hier ruht man sanft“, sagte die Mutter.

Durch den tiefen Schnee waren Pfade gebahnt. Die Kreuze gaben an, wo die Gräber waren. Mitten im Schnee stand die Kirche, weiß und groß.

Sie schritten weiter, um den Kirchhof herum.

Die Mutter und Tine gingen voran, die Kinder trabten im Schnee hinterdrein.

Das Licht kam nur von den Sternen über ihnen.

Tine und die Mutter sprachen von denen, die im letzten Jahre gestorben waren und jetzt in ihren Gräbern lagen. Sie sprachen von dem Sohne des Dorfschulzen.

„Ja, der hatte es Vielen angethan,“ sagte Tine.

„Das sagt man.“

„Und Gott mag wissen, was sie eigentlich in ihm sahen?“

„Sahen?! Sahen?!“

Es war die Mutter, die sprach.

„Tine, die Bienen spüren, wo der Honig ist.“

„Ja, vielleicht.“

„In ihm war Liebestoff,“ sagte die Mutter und schwieg ein Weilchen, ehe sie, indem sie vor sich hinstarrte, fortfuhr: „und sonst Nichts.“

Sie setzten ihren Weg fort.

„Kommt, ihr Kinder,“ sagte die Mutter. Zu Tine aber bemerkte sie, und ihr Gesicht war aufwärts gewendet, ihren Sternen zu, denen sie die vielen Namen gab:

„Tine, es giebt im Leben nur zwei Dinge — die Liebe und den Tod.“

Sie erreichten das große Thor. Tine zog den Kiegel zurück.

„Jetzt müssen wir aber heim,“ sagte die Mutter. Sie schritten heimwärts, die Kinder an ihrer Seite.

Kingsum war tiefes Schweigen, alle Häuser waren geschlossen. Menschen begegneten ihnen nicht, und die Hunde kannten sie.

Es war für die Mutter einer der schweren Tage.

Auch als sie heimkamen, wurde kein Licht

angezündet, und die Mutter sprach nicht. Sie setzte sich still an das alte Klavier, dessen Tasten weiß durch das Dunkel schimmerten, und sang:

Es kommen die Jahre,  
Da wir schmerzlich wissen,  
Des Lebens Wert.  
Es kommen die Jahre,  
Da wir verlieren müssen,  
Was uns bescheert.

Der Vater öffnete seine Thür, und die Kinder erblickten seinen hohen Schatten dort.

Es kommen die Jahre,  
Da das Heer der Gedanken  
Einem Leichenzug gleicht.  
Es kommen die Jahre,  
Da das sehnsüchtige Schwanken  
Der Müdigkeit weicht.

Der Vater regte sich nicht. Es war, als stünde er da in der schwarzen Finsternis wie ein schwarzes Standbild.

Es kommen die Jahre —  
Da wird die Erinnerung  
Selber zum Spott.  
Es kommen die Jahre,  
Da wir leben nicht mehr —  
Ach, stürben wir, Gott — —

Der Vater schloß die Thür.

Die Mutter zuckte beim Geräusch zusammen.

„Wer ist das?“ fragte sie.

„Es war der Vater,“ antwortete der älteste Junge aus seinem Winke heraus.

„Mama, sing das Lied, das wir nicht verstehen.“

Aber die Mutter schloß das Klavier.

Lange wurde es nicht mehr geöffnet.

— — —

Aber dann konnten Zeiten kommen, wo die Mutter nur las.

Die Thür zum Bücherschrank stand nie mehr still, ein Band folgte dem andern. Der Kutscher fuhr nach Sonderburg, und der Kutscher brachte immer Bücher mit zurück.

Sie las stets auf derselben Stelle, am Fenster, auf ihrem „Lieblingsstuhl“, unbeweglich. Das Buch lag auf ihrem Nähtisch, den Kopf hatte sie in die Hände gestützt. Sie hörte die Kinder nicht, um den Haushalt kümmerte sie sich nicht. Sie verschlang nur Buch auf Buch.

Der Vater kam herein.

„Willst Du nicht ausgehen?“ fragte er.

„Ich lese.“

„Willst Du heute Nachmittag nicht Schullehrers besuchen?“

„Du siehst ja, daß ich lese.“

Sie fuhr fort zu lesen, und die Hand schlug unablässig ein Blatt nach dem andern um.

Zuweilen aber ließ sie das geöffnete Buch auf die Kniee sinken, und mit eng gefalteten Händen starrte sie vor sich hin — schweigend, ehe sie weiter las.

Sie holte sich Bücher aus Vaters Regalen herunter. Sie las über Naturwissenschaft und Dogmatik. Sie las und las.

Der Vater ging durch das Zimmer:

„Willst Du denn gar nicht ausgehen?“

„Morgen.“

„Das sagst Du jeden Tag.“

„Ja, aber ich lese.“

Sie las wie ein Trinker, der sich berauscht, der seinen Rausch verlängert und nicht erwachen will.

In der Dämmerung kam Tine.

„Was haben Sie gethan?“ fragte Tine.

„Ich habe gelesen.“

„Was?“

„Ich weiß es nicht.“

Plötzlich aber konnte sie in Klagen ausbrechen, in lange und heftige Vorwürfe gegen die Bücher, die ihren Durst nicht befriedigten.

„Worüber schreiben sie denn?“ sagte sie und ballte, im Lichte des Feuers, vor dem sie saßen, ihre weißen Hände, daß sie im Scheine rötlich glühend wurden, „sie schreiben schöne und dumme Worte über das was wir alle wissen, was wir alle zu denken gewohnt sind . . . über anderes schreiben sie nicht.“

„Alle Bücher handeln ja von Liebe,“ sagte Tine. Die Mutter lachte.

„Davon gerade handeln sie nicht.“

„Oh, doch.“

„Nein, denn gerade was die Liebe betrifft, verdrehen die Bücher die Thatfachen des Lebens.

Sie rauben uns den Mut, der Wahrheit in die Augen zu sehen.“

„Was für einer Wahrheit?“

„Der W a h r h e i t.“

Sie schwieg einen Augenblick. Der älteste Junge lag zu ihren Füßen und schaute empor in ihr schönes Gesicht.

„Ich kenne sie,“ sagte sie, „aber sie — die

Dichter“ — und sie betonte das Wort mit stolzem Hohn, „sollten den Mut haben, sie auszusprechen . . . ich suche nach einem, der es gewagt hat.“

„Sie schreiben Fabeln, die wir selber erfinden könnten, sie setzen Verse zusammen, die wir selber dreheln und am Klavier singen könnten . . . Die Wahrheit aber, die geben sie uns nicht . . . Ja die Buchbinder sind wohl die Einzigen, die sie durchschauen. Durch ihre Hände sind sie ja immer gegangen, und sie haben es von alters her gelernt, diese Lügen in ein goldenes Gewand zu kleiden . . .“

„Freilich,“ fuhr sie mit einem feinem Lächeln fort, „die Buchhändler kennen sie vielleicht auch, — sie lächeln immer so verbindlich, wenn man ein Buch kauft, als ob sie sagen wollten: daß Du nicht klüger bist . . . aber bitte — kaufe nur eine neue Lüge . . .“

Sie saß noch immer mit geballten Händen da plötzlich aber sprach sie ganz ruhig:

„Was mich wundert, ist nur, daß sie alle so dumm sind, daß nicht einer von ihnen klug genug ist, sich steinigen zu lassen, weil er die Wahrheit gesagt . . .“



„Ja, aber welche Wahrheit denn?“ fragte Tine, die ganz verzweifelt war, solange dieser „Beserappell“ der Mutter dauerte.

Die Mutter schwieg ein Weilchen.

„Welche Wahrheit?“ wiederholte sie, „der Sohn des Dorfschulzen kannte sie. Aber der konnte nicht buchstabieren, und er war wohl auch zu faul, um Dichter zu werden.“

Tine, die durchaus nichts verstand, sagte ablenkend:

„Ja, faul war er in Allem, nur nicht darin, die Mädchen ins Unglück zu bringen . . .“

„Er brachte sie nicht ins Unglück,“ sagte die Mutter, „er liebte jene Mädchen, und hörte auf sie zu lieben — — — wenn das vorbei war . . .“

„Wenn das vorbei war?“

„Ja — die Begierde . . . denn das ist das Geheimnis: es giebt nichts als den Trieb, er allein ist Herr und Meister . . . Aber,“ und die Mutter machte eine Bewegung mit der Hand „laß uns nicht mehr davon sprechen . . . weshalb sollte ich die Wahrheit sagen? . . . Glauben Sie, daß wir Schnee bekommen?“ fragte sie.

Ihr Antlitz war vom Feuer rot beleuchtet . . .

Die Tage nahmen zu, und auf dem Nähtisch der Mutter stand ein Glas mit Schneeglöckchen. Sie kannte die Stellen, an denen sie wuchsen, und wühlte im Schnee herum, bis sie sie fand.

Die Schneeglöckchen standen dicht unter der Mauer. Eine legte sich auf die Kniee und grub mit ihren flinken Händen, die ganz rot davon wurden.

„Seht, seht!“ rief sie, wenn sie das zarte Grün fand.

„Ja, wie lieblich ist das,“ sagte die Mutter, die am Fenster stand. „Aber wie kalt ist es noch,“ fügte sie hinzu und schloß das Fenster.

Das ganze Haus wurde mit Schneeglöckchen angefüllt. Die Mädchen hatten ein Glas an ihrem Fenster stehen, (es war ein vergittertes Fenster, die Mädchen wohnten wie in einem Gefängnis, aber die Knechte schlüpfen wohl durch die Thür hinein) und eines Tages lief die Mutter hinaus und steckte einen Strauß in den alten Hut des Kuhhirten.

Er kam um den Kuhstall herumgeschlichen. Er schlich immer leise heran, gleichsam als wolle

er die Verdauung des lieben Viehs nicht stören. Die Mutter saß an ihrem Fenster. Da fuhr sie in die Höhe.

„Zens soll Schneeglöckchen am Hut haben,“ sagte sie und lief hinaus.

Ueber den Hof, zum Kuhstall.

Zens wurde ganz erschrocken.

Aber die Mutter riß ihm den Hut vom Kopf und steckte die Schneeglöckchen darauf, hinter das Band.

Der Kuhhirt blieb stehen mit dem Hut in der Hand. Dann erschien auf seinem Gesicht ein breites und vergnügtes Grinsen.

Die Mutter aber, die wieder hineingelaufen war, sagte zu Tine: „Uff, wie eklich war sein Hut anzufassen.“

Der Frühling meldete sich. Die Schwalben kamen, und die Anemonen sproßten hervor im Wäldchen hinter dem Lusthause der Mutter.

Dann machte es der Mutter Spaß, in den Wiesen herum zu waten.

Das Eis lag noch darauf, aber in kleine, fließende Inseln zerteilt.

Mit aufgeschürzten Röcken stand die Mutter mitten auf den Eisschollen.

„Tine, Tine, es bricht!“ . . .

Tine stand mitten im Morast, ebenfalls hochaufgeschürzt, auf das Schlimmste vorbereitet.

Die Mutter flog von Scholle zu Scholle.

Bums — da lag der älteste Junge, so lang er war, in der nassen Wieje.

„So, da liegt der Junge!“

Die Mutter überschaute die Situation einen Augenblick lang. Nur der dichtgeschorene Kopf des Knaben guckte aus dem Wasser hervor.

„Herr Jesus, der sieht ja aus wie ein Seehund.“

Die Mutter lachte, daß sowohl sie selbst als auch die Schollen bebten.

„Tine, Tine, krieg ihn heraus, damit der Vater nichts sieht.“

Tine packte den Jungen, so daß dieser ein Gebrüll ausstieß.

Die Mutter flog von Scholle zu Scholle, während sie die Arme ausbreitete wie ein Vogel, der sich zum Fliegen anschickt.

Die Knechte und der Kuhhirt kamen beide auf die Wieje heraus, um zuzuschauen. Jens grinste, daß ihm die Pfeife aus dem Mund fiel.

Lars aber, der Großknecht, äußerte, die Frau, die spränge meiner Seel' ebenso famos wie die, die durch den Reifen gingen.

Lars war häufig in Flensburg gewesen und hatte dort Cirkusdamen gesehen.

„Meiner Seel', ebenso famos,“ sagte Lars und spreizte die Hände aus in seinen Hosentaschen.

Sens, der Kuhhirt, aber hatte seine eigene Meinung von der Sache. Und die gab er folgendermaßen zum besten: Die Beine der Frau seien fast ebenso zierlich und dünn wie bei der Zicke, das könne er verbürgen.

Die Mutter sprang auf den Eischollen herum, bis es zu dunkeln anfing. Darauf setzte sie sich mit Lina auf eine Bank, am Rande des Weges. Senseits des Weges standen Pappeln.

„Wie glühend die Sonne untergeht,“ sagte die Mutter.

„Ja, es giebt Sturm,“ antwortete Lina.

Die Mutter sah lange auf die leise hin und her schwankenden Pappeln; sie standen so schlank gegen den Abendhimmel.

Dann sagte sie still: „Ob die Pinien wohl sehr viel anders ausschauen?“

Sie erhoben sich beide. Auf der Hofstreppe begegneten sie dem Vater.

„Was hast Du für rote Backen!“ sagte er, denn die Mutter war noch ganz glühend.

„Ach ja,“ sagte sie und holte tief Atem, „ich bin auch die ganze Strecke vom Schmied bis hierher gelaufen.“

Es war dunkel in allen Stuben, und alle Thüren standen offen.

„Setzen Sie sich hierher, Tine,“ sagte die Mutter und Tine setzte sich, mit dem Kopfe gegen den Klavierstuhl, zu ihren Füßen.

Die Finger der Mutter liefen über die Tasten hin:

„Wie seltsam, aber es ist, als ertrüge ich es nicht länger als eine Stunde, ungetrübt froh zu sein.“ Die Läufe wurden zu einem Vorspiel, und die Mutter sang:

Jedes Kind, das Du gebierst,  
Gebierst Du für die Not,  
Und keimt ein neues Blatt hervor,  
Es keimt nur für den Tod.

Jeder Liebesrausch, genossen,  
Trägt einen Schmerz im Schoß,  
Jedes Liebeswort, verfloßen,  
Ist aller Farbe bloß.

Jedes Glücksgespinnst, gesponnen,  
Zerreißt es Dir gar bald.  
Als er der Einen den Kuß genommen,  
Sein Denken der Andern galt.

„Wie ist das Lied doch traurig!“ sagte Tine.

Die Mutter schwieg ein Weilchen, dann sagte sie:

„Wissen Sie was ich mir wünschen könnte,  
Tine? — Daß ich ein Lied zu schreiben vermöchte,  
so traurig wie das Leben.“

Sie schwieg abermals, während ihre weißen  
Hände über den Tasten schimmerten:

„Aber es ist weise bedacht: das Glück heißt  
es, davon giebt es keine Mehrzahl.“

„Ja, wie eigen.“

Die Mutter stützte ihren Kopf in die Hand:

„Nein“, sagte sie, „denn es giebt nur eins.“

Der Vater ging durch die Stube, durch die  
Dämmerung, wie ein Schatten.

„Wollt Ihr nicht Licht machen?“ fragte er.

„Gleich wird es angezündet,“ antwortete die  
Mutter.

Und Tine zündete die Lampen an.

„Jetzt wollen wir Paciencen legen,“ sagte die  
Mutter und vertiefte sich stundenlang in die Karten.

„In den Karten, ja da begegnet man immer dem Coeur-Buben.“

Tine sah zu, bis ihre Augen schwer von Schlaf wurden.

Neben an hörte man unablässig den Vater hin und her gehen, hin und her.

\* \* \*

Der Frühling kam.

An kalten und klaren Abenden streifte die Mutter umher mit Tine, über die Felder mit ihrem zarten Grün, auf Hügel und Anhöhen hinauf, wo sie weit sehen konnte.

Sie liebte es dort zu stehen.

Die Luft war noch kalt und kniff sie in die Wangen, während die Sonne in einem blassen Rot unterging. Sie stand, mit der erhobenen Hand über den Augen, sie beschattend, schlang gegen den Himmel, als spähe sie nach dem herannahenden Frühling.

Dann wurden die Tage milder, in den Stuben daheim standen alle Schalen voll von lieblich duftenden Veilchen, und im Küchengarten



kamen an den langen Reihen von Stachelbeerbüschchen feine Blätter hervor.

Die Erde auf den Feldern wurde glänzend schwarz, der Humus lag da so feucht und blank und fruchtbar — die Mutter konnte abends, wenn sie die Wege entlang gingen, Tine und die Kinder anhalten:

„Seht,“ sagte sie, „seht, wie die Erde atmet.“

Die Frühlingsfaat sproßte und keimte hervor in grünendem Gewimmel, während der Roggen dastand, stramm und schlank, und die Abendluft mit dem starken Dufte seines jungen Grüns erfüllte.

Auch die Bäume bekamen Blätter, alle Knospen sprangen, während die Luft gleichsam jatter und schwerer wurde; und der erste Dunst stieg aus der lebenden Erde hervor, einem Blau des Himmels entgegen, das sich immer dunkler und und kräftiger färbte.

Die Mutter wurde von einer förmlichen Wanderkrankheit befallen.

Sie ging und wanderte rastlos umher.

Plötzlich konnte sie still stehen.

„Tine,“ sagte sie, „es ist, als hörte ich die Erde stöhnen.“

Im Garten sprangen die Knospen der Lilien. Hoch und schlank würzten sie die dämmernde Nacht mit ihrem süßlichen Geruch.

Vom Teich erhob sich, gesättigt mit dem Duft des Humus, der Dunst wie ein heißer Atemstrom der Erde.

Um das weiße Lusthaus schlangen sich die grünen, glänzenden Rosenranken, die Blätter entfalteten sich, während sie ihren sinnlich-herben Wohlgeruch umher streuten.

Und überall, auf allen Dächern, flogen die weißen Tauben zu einander, während in Pappeln und Gebüsch die Vögel riefen und lockten.

„Laß uns weiter gehen,“ sagte die Mutter.

Sie ging mit Lina den Weg hinter der Kirche, durch das Wäldchen — Paradies wurde es genannt — die Anhöhe hinan.

Die Mutter pflückte schweigend einen Strauß von den taufeuchten Blumen.

Nun war Alles grün geworden, und von Feld und Hain, von Weihern und Sümpfen stieg ein feiner, zitternder Nebel zum dunkelnden Himmel auf.

Häuser und Höfe sahen sie unten zu ihren

Füßen, auch die Umrisse der weißen Kirche, und Alles wurde in der schwangeren Feuchtigkeit, in dem Dampf und Dunst der Erde, gleichsam ausgelöscht.

Die Mutter schaute zum gewölbten Himmel auf und sagte:

„Die Sterne, Tine, werden es nicht sehen.“

Sie schritten zurück durch das Wäldchen.

„Wie ist die Luft schwer!“ sagte die Mutter.

„Es ist der Flieder,“ antwortete Tine.

„Laß uns über den Kirchhof gehen,“ sagte die Mutter.

Sie öffneten die Gitterthür und traten ein.

Alle Büsche strotzten von üppigem Laub, und die Buchsbaumhecke glänzte. Hinter den weißen Mauern lag der Blumenduft dicht und schwer. Ringsum standen die stummen Kreuze.

Die Mutter blieb bald bei dem einen, bald bei dem anderen Kreuze stehen. Und in die gesättigte Luft hinaus sprach sie leise die Namen auf den Kreuzen und die Worte der Inschriften:

„Mir geschehe nach Deinem Wort.“

Und sie schritt weiter:

„Die Liebe ist des Geistes Erfüllung“.

Sie schritt weiter den schmalen Pfad entlang,

und bog die Lilien zur Seite, als ertrage sie ihren Duft nicht.

„Jetzt haben Dorfschulzens das Grab erhöht,“ sagte Tine.

„Ja,“ antwortete die Mutter.

Sie beugte sich nieder und legte behutsam den Strauß, den sie trug, auf den frischen Hügel.

„Von ihnen, denen er das Glück brachte und die weinen mußten“, sagte sie.

„Soll es ein Dank sein?“ fragte Tine.

Die Mutter antwortete nicht.

Schweigend, starr vor sich hinsehend, blieb sie vor dem frisch aufgeworfenem Grabe stehen.

Eine Fledermaus flog vorbei, sie schrak zusammen.

„Komm“, sagte sie. Als sie draußen waren, faßte sie sich an den Kopf:

„Tine — leben die Toten denn?“ und sie versuchte zu lachen.

Unten, den Abhang entlang, hinter der Mauer, gab's ein Geflüster und Gehusche.

„Ach,“ antwortete Tine, nun auch lachend, „das sind ja nur die Knechte mit ihren Mädchen.“

Die Mutter kam nach Hause zurück, über den Hof, in ihre Stube hinauf.

Es war halbdunkel darin, und alle Thüren standen offen.

„Maren, Maren!“ rief sie durch das Haus. Niemand antwortete.

Nur die Heimchen sangen vom Waschhause her am Herde.

Die Mutter öffnete die Thür zum Waschhause.

„Maren, Maren!“ rief sie über den Hof hinaus.

Sie sah nur ein paar Schatten, die im Garten nach dem Teiche zu verschwanden.

Sie schloß die Thür und ging langsam ins Haus. Ihr Gesicht erschien bleich im schwachen Dämmerlicht, das durch die Fenster hereinfiel.

Sie setzte sich in ihren Stuhl, und mit gefalteten Händen starrte sie in den leeren Raum hinaus.

Der Vater öffnete seine Thür.

„Ist Niemand hier?“ fragte er:

Im Halbdunkel antwortete sie leise:

„Ja — ich.“

Und der Vater sagte:

„Ich sah Dich nicht.“

Er begann in der Wohnstube auf und nieder zu gehen:

„Ich rief vorhin, aber Niemand scheint im Hause zu sein.“

„Nein,“ antwortete die Mutter.

„Ja, wo sind sie denn — was nehmen sie sich heraus alle mit einander.“

Mit einem leichten Wechsel der Stimme antwortete sie:

„Fritz, es ist Frühling.“

Der Vater wanderte ein Weilchen.

„Du mußt sie zu Hause halten,“ sagte er.  
„Das ganze Haus steht leer, spät abends — das geht nicht an.“

Die Mutter regte sich nicht, sondern indem sie den Hinterkopf an die Wand lehnte, sprach sie in die Luft hinaus, und nicht zu ihm.

„Es ist die Erde, die ihren Kindern eine Lehrerin geworden ist.“

Der Vater hielt in seinem Gehen inne und setzte sich in einen Winkel. Lange saß er schweigend da.

Darauf sagte er:

„Was hast Du alles hinter Dir gelassen —“

Die Mutter antwortete nicht. Doch nach einer Weile sagte sie:

„Fritz, die Natur ist am stärksten, und es ist die Erde selber, die sie antreibt. Ja, Fritz“, und sie redete heftiger:

„Je mehr ich darüber nachdenke, je sicherer sehe ich es ein, es giebt nur ein Gesetz, ein einziges, und das ist: das Leben will fortgepflanzt sein.“

Sie schwieg wieder einen Augenblick, dann sagte sie langsamer:

„Erinnerst Du Dich, als ich einmal Morphium bekam. Als William geboren wurde, — ich war sehr krank, und der Doktor hatte mir zu viel Morphium gegeben. Ich erwachte in einem Rausch. Ach, ich entsinne mich noch so gut: in meinem Spiegel, Du weißt, sah ich plötzlich die schönsten Bilder. Alice, die mir zunichte, und Lady Lipton, und die Mutter, sie nickten mir alle zu, und ich fuhr fort in den Spiegel hinein zu starren, während sie mir alle zulächelten. —

Ich konnte meine Augen nicht mehr vom Spiegel wegwenden. —

Doch allmählich, Du, verwandelten sich die

Bilder, sie wurden häßlich, ja grauenvoll, ich sah Dinge, die ich nicht im Dunkeln flüstern möchte, und doch fuhr ich fort hineinzustarren.“

Die Mutter schwieg einen Augenblick, als beschliche sie ein Grauen.

„Zuletzt sah ich noch einen Neger mit weißen Zähnen, der seinen Kopf aus dem Spiegel heraussteckte und mit seinen dicken Lippen lachte. —

So lockt auch uns die Natur, bis sie ihren Willen bekommt und uns an ihr Ziel führt. —

Das glaube ich.“

„An welches Ziel?“

„Die Fortpflanzung des Lebens.“

„Und weshalb?“

Die Mutter sah in die leere Luft hinaus.

„Das weiß ich nicht,“ sagte sie. „Giebt es nicht Billionen von Sternen? Sie werden das Ziel wohl vollbringen helfen.“

Sie schwieg ein Weilchen.

Dann sagte sie:

„Weshalb, Fritz, sind die Menschen so eitel? Sind wir nicht vielleicht die geringsten Dienstboten in einem großen Hause, dessen Herrschaften wir nie von Angesicht zu Angesicht sehen?“



Laß uns unsere Thränen verbergen. Wir leiden und bereiten Leiden.

Mehr wissen wir nicht.“

Der Vater erhob sich, aufgereg.

„Dein ganzes eigenes Leben widerspricht dem, was Du da sagst; glaubst Du denn, ich wüßte nicht, daß Dein ganzes Leben eine einzige Aufopferung ist?“

Die Mutter antwortete nicht sogleich, dann sagte sie unendlich milde:

„Friß, wenn man sich über die Leere des Lebens klar geworden ist, muß man es mit etwas . . . Gleichgültigem füllen.“

„Ist denn die Aufopferung auch etwas Gleichgültiges?“

„Ja — vollkommen.“

Der Vater gab keine Antwort.

Es war, als glitte sein wandernder Schatten ins Dunkel hinein.

„Oder“, sie sprach ruhig, wie derjenige spricht, der eine letzte Frage stellt, „macht zum Beispiel meine Aufopferung Dein Leben eigentlich reicher?“

Vielleicht erwartete sie eine Sekunde lang eine

Antwort; aber der Vater verblieb schweigsam; und im Dunkeln zitterten vielleicht ihre Hände einen Augenblick.

Von ihrem erhöhten Platz her kam es wieder:

„Es giebt zwar mancherlei Arten Scheinleben: in der Kunst, in der Aufopferung, in der Freundschaft, in der That; nur an einem Orte ist das Leben — dort, wo die Natur es gewollt hat.“

Die Mutter schwieg, und in der Stube war es still.

Leise wurde draußen die Thürklinke gehoben.

Die Leute des Hauses kamen heim.

„Jetzt kommen sie wieder“, sagte die Mutter. Der Vater schritt zur Thür und rief hinaus, seine Stimme zitterte.

Dann erscholl von der Allee her Gejang, er tönte ihnen so hell und frühlingsgesättigt entgegen.

„Ach, das ist Lina,“ sagte die Mutter. Und sie warf das Fenster auf.

Glühend kam des Küsters Tochter herangelaufen.

„Ich mußte hinunter, es sind die ersten Erdbeeren. Mütterchen hat sie heute Abend frisch

gepflückt," und sie reichte die roten Beeren nach dem Fenster hinauf.

„Entzückende Frau," sagte sie.

Und die Mutter beugte ihr Antlitz über den Duft der Beeren.

\* \* \*

Jeden Tag zur Mittagsstunde mußte Lina hinunter, um zu sehen, ob die Rosen sich geöffnet hätten.

Es waren die wilden Rosen, die sich um die weißen Säulen rankten an dem Lusthaus der Mutter.

„Ja sie werden bald kommen," sagte sie.

„Boriges Jahr kamen sie nicht," bemerkte die Mutter, „und da hatten wir auch keine Erdbeeren."

Rosen und Erdbeeren, beides mußte zu Mutter's Geburtstag da sein.

„Boriges Jahr," sagte Lina „war nur die Kälte daran schuld."

Und sie setzten sich hinein, auf die weiße Bank, und starrten über den Teich hinaus, und sprachen davon, wie es letztes Jahr und vorletztes

Jahr und das Jahr vordem und vor vielen, vielen Geburtstagen gewesen.

„Ach ja, aber damals waren Sie klein,“ sagte die Mutter.

Mit einem Male lachte die Mutter, daß sie sich schüttelte:

„Du lieber Gott! Sie hatten ein schottisches Kleidchen an, wie jaß das an Ihrem Körper! Und niemals habe ich etwas so Rotes gesehen wie Ihre Ohren, als Sie klein waren. Und so drall wie Sie waren.“

Die Mutter fuhr fort zu lachen und von Time zu sprechen, als sie Kind war.

Am aller schlimmsten aber war es an dem Geburtstag gewesen, als die dicke Madam Jespersen kopfüber in den Teich gefallen war.

„Kinder!“ jagte die Mutter. „Sie jaß da, recht gefährlich freilich, gerade am Rande, und plötzlich will es ihr Schickjal, daß sie kopfüber, hinterüber ins Wasser plumpst, mitsammt ihrem Stuhle, und den roten rechts und links Gestrickten.“

Der Anblick war gräßlich gewesen.

„Man jaß ja nichts als die drei Straußfedern über dem Wasserpiegel,“ sagte die Mutter.

„Ja, da war ich eben konfirmiert,“ bemerkte Tine.

Am Tage vor dem Geburtstage gab es so viel zu thun, als wäre es Weihnachten gewesen.

Tine buk und Tine knetete.

Alle Küchenfenster standen weit offen, und Maren, das Waschmädchen, die in einem wollenen selbstgestrickten Unterrock da stand, schwitzte, daß es nur so troff.

Die Knechte kamen abwechselnd herbei und stellten sich neben die Thüre, um zuzusehen.

„Marich aus dem Weg!“ sagte Tine zu Lars, dem Kutscher. Sie flog ein und aus und rührte dabei unverdrossen den Pfundkuchen in einer Schale, so groß, als sollte die ganze Umgegend sich Leibschmerzen davon holen.

Die Mutter stand hilflos inmitten der Küche.

„Tine, daß es man ja genug wird! Sie wissen, was in Jespersens hineingeht, wenn sie eingeladen sind.“

Die Schneebesen klangen gegen die irdenen Schüsseln, und die Marie heizte, daß der Ofen glühte.

Der Vater öffnete die Thür.

„Stella, Stella, Deine Hände.“

„Aber Fritz, ich rühre mich ja nicht.“

Und der Vater schloß wieder die Thür.

Die Kinder stürmten herein vom Waschhause her und füllten die halbe Küche, sie wollten den Teig schmecken.

Sie schmeckten, daß sie alle eigelbe Schnäbel kriegten.

„Und nun, marsch hinaus!“ sagte Tine.

„Wir schließen ab.“

Die Kinder wurden vor die Thür gesetzt, die Mutter auch, und sie hörten nur, draußen im Hofe, wie die Kochlöffel gingen, und Tines Kommandowort.

Maren, das Waschmädchen, stimmte das Lied an von dem General Rye.

Da lief die Mutter die Allee entlang, und die Kinder folgten ihr auf der Ferse.

„Legte, letzte!“ rief sie und stürzte Allen voran.

Der Vater öffnete das Fenster.

„Stella, Deine Brust,“ sagte er.

„Fritz, wir laufen nur!“

Die ganze Schar stürzte weiter.

Am Ende der Allee begegnete ihnen ein Mann mit einem Leierkasten.

„Da ist ein Leierkasten!“ rief die Mutter, „lieber Mann, kommen Sie doch herein.“

Und der Leiermann hinkte voran, die Anderen folgten hinter her, und die Mutter rief:

„Tine, Tine, hier ist ein Leierkasten!“

Der Mann fing an mitten im Hof zu spielen, die Mutter aber schob ihn weg und sagte:

„Laßt mich.“

Und unter der Linde begann sie selber zu drehen, während sie laut auflachte, denn es war General Bertrams Abschiedslied, das sie leierte.

In der Küche liefen sie an die Fenster, und die Knechte erschienen in der Brauhausthür.

Der Kuhhirte Sens steckte seinen Kopf aus dem Stall heraus.

„Da spielt die Frau wahrhaftig selber,“ sagte er.

Der Abschiedsgefang des General Bertram war vorüber, und die Mutter leierte weiter.

„Hej, hop!“ sagte sie, „jetzt kommt eine Polka! Tine, Tine, jetzt könnt Ihr tanzen.“

Die Mädchen liefen heraus, Tine an der Spitze, und schweißtriabend und baarhäuptig wie sie waren, begannen sie, mitten in dem Hofe um

den Leierkasten herum zu tanzen. Marens Rock reichte ihr kaum bis zu den Schenkeln herab.

„So, springt! tanzt!“ rief die Mutter den Knechten zu.

Aber Niemand außer Kutscher Lars wagte es; er schlich, ein bißel verlegen, heran und zog sich die Holzpantoffel von den Füßen, ehe er Tine aufforderte und mit ihr, in seinen wollenen Socken, auf dem Rasen tanzte.

„Halloh, halloh,“ rief die Mutter, „jetzt halten wir Erntebier.“

Sie drehte den Leierkasten, daß ihr der Schweiß auf dem bleichen Gesicht stand.

Die Kinder umtosten jauchzend den Leierkasten.

„Tanzt, tanzt!“ rief die Mutter, und die Kinder sprangen. Der lahme Leiermann aber stand lauernd da und sog den süßen Duft des frischen Gebäcks ein.

Lars hatte die Tine geschwungen, daß ihr Stattunkleid hochflatterte — viel war nicht drunter — und verbeugte sich jetzt mit schiefer Haltung vor dem Leierkasten.

„Tine, drehen Sie!“ rief die Mutter.

Tine lief herbei und begann zu drehen, und



die Mutter schwang sich im Tanze, während alle die Kinder schrieten.

„Mama tanzt, Mama tanzt!“

Rutscher Lars hielt die schlanke Mutter so behutsam umfaßt, als ob sie von Porzellan wäre.

„Ah, ich kann nicht mehr,“ sagte die Mutter. Tine aber fuhr fort zu drehen, und die Mutter rief plötzlich:

„Nein, wenn Fritz nicht zu Hause wäre, müßten wahrhaftig die Pferde heraus.“

Sie wollte die Pferde heraus haben.

„Tine, am Tage vor meinem Geburtstage wird er doch nichts sagen.“

Sie rief den Kuhhirten.

„Sens! Sens!“

Sens kam herangehinkt.

„Sens,“ sagte die Mutter und fing plötzlich zu flüstern an, „laß die Pferde heraus.“

Ringsumher tanzten die Mädchen, und die Kinder schrieten, als machte ihr eigenes Geheul sie von Minute zu Minute toller.

„Da sind sie, da sind sie,“ rief die Mutter. Die beiden Braunen setzten mit einem Sprung aus der Stallthür heraus.

Hinterher kam „Brandy“.

„Sagt sie weg, jagt sie weg!“ rief die Mutter, und sie selber schwenkte ihnen ihr Taschentuch entgegen.

Die Pferde rasten umher, und die Mägde tanzten.

„Nehmt Euch in Acht! Vorsichtig!“ rief die Mutter. Es war ein wilder Lärm.

„Stella, Stella!“ klang es plötzlich vom Fenster.

„Herrgott — Fritz!“ sagte die Mutter und blieb vor Schrecken wie angewurzelt stehen.

Die Mägde verschwanden in einem Nu, als habe die Erde sie verschlungen.

„Ja,“ antwortete die Mutter stotternd, „Fritz, ich weiß wirklich nicht, wie es zugegangen ist.“

Der Vater aber schloß das Fenster, und die Mutter jagte leise zu Tine, indem sie die Schultern in die Höhe zog, als delectiere sie sich schon bei dem Gedanken:

„Jetzt soll der Leiermann eine Tasse Kaffee haben.“

Denn, Tine, solche Leiermänner, die wissen meistens hunderte von Geschichten.“

Der Leiermann kam in die Gefindestube, und die Mutter hörte seinem Geplauder stundenlang zu.

„Sa, ja — und weiter, Leiermann, weiter,“ sagte sie und rückte ihm immer näher auf der Bank.

Der Leiermann erzählte Geschichten von seiner Weltumsegelung.

Als er ging, bekam er einen Thaler.

„Eine, nein,“ sagte die Mutter voller Entzücken: „wie der Mann lügen konnte. Das ist ganz wie in dem Stück im Lesebuch, wo die Negerkönigin sich zur Verdauung auf den Leib trampeln läßt:

Das ist a n d im deutschen Lesebuch, und das ist die Wahrheit, obgleich Fritz sagt, daß ich lüge. Aber kommen Sie nun,“ sagte sie, „jetzt gehen wir.“

Sie gingen durch den Garten hinab.

Der Abend war lau und licht, und der Teich lag spiegelblank da.

Die ersten Rosen dufteten am Zaun.

„Hören Sie, wie still es ist,“ sagte die Mutter.

„Sa, so still.“ —

Von den Wiesen stieg der Dampf auf. In weiter Ferne schimmerte ihnen der Wald entgegen.

„Tine,“ sagte die Mutter, „hier möchte ich gern sterben.“

Und an die weiße Säule gelehnt, Rosenranken auf ihrem Haar, schaute sie über Teich, Wiese und Wald hin.

„Weshalb ist die Umrahmung des Lebens so lieblich,“ sagte sie. Und müde sank ihre schöne Hand an die Seite herab.

— — —

Am nächsten Morgen erschien Tine um fünf Uhr. Das erste, was sie that, war die Mutter einzuschließen.

Sie drehte den Schlüssel in beiden Thüren zweimal herum — auch in der Thür zum Schrankzimmer.

Denn vor drei Jahren hatte sich die Mutter durch das Schrankzimmer, über den Boden, hinausgeschlichen, und plötzlich war sie mitten im Lusthaus gestanden: „Gott, da ist die Frau,“ hatte Tine gesagt:

„Und Sie sind dazu noch im Nachtkleide!“

Die Mutter aber hatte alle Geschenke gesehen, ehe der Tisch fertig gedeckt war.

Man konnte die Kinder nach sechs Uhr nicht mehr in den Betten halten.

Sie wollten aufstehen.

Die Mutter hatte ebenfalls keine Ruhe mehr in ihrem Bett.

Sie sprang auf bloßen Füßen hinaus und schlug gegen die verschlossene Thür.

„Jetzt will ich hinaus!“ rief sie.

Und sie pochte noch stärker.

Tine war aber noch nicht fertig mit dem Tisch.

Er war mit einem damastenen Tischtuch gedeckt; und der Buchstabe S sollte auf dem Tischtuch aus Rosen gebildet werden und auf dem Geburtstagskringel in Zucker prangen.

Aus einer Papiertüte, mit Wasser und Zucker angefüllt, wurde er gepustet. Tine stand in der Küche und pustete das Kunstwerk, während sich die Kinder um sie drängten, um zuzusehen.

Ihre kleinen Mäuler standen alle weit offen.

„So,“ sagte Tine, „jetzt puste ich.“

Und mit glühendrotem Kopfe pustete sie das S auf den Kringel hinaus, während die Kinder sie anstarrten.

„So,“ sagte Tine, „jetzt kommt der Punkt.“

Und sie pustete nochmal.

Die Mutter fuhr inzwischen fort, oben gegen die Thür zu hämmern:

„Tine, Tine!“

„Ja, ja!“ rief Tine, die den Kringlel trug, „ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen bleiben, wo Sie sind.“

Die Mägde liefen nach dem Lusthaus hinüber mit rotangemalten Blumentöpfen in den Händen.

Sie schenkten an jedem Geburtstage der Frau einen Goldlack, der im Mägdezimmer bei der vielen nächtlichen Hitze groß gezogen war.

Alle Gaben lagen an ihrem Platze auf dem Tisch, und Tine und die Kinder nahmen die Packete in Augenschein.

Der Vater kam die Hecke entlang gewandert.

Still legte er sein Geschenk auf den Tisch, halb versteckt, und schritt wieder davon.

„Jetzt können wir die Frau holen,“ sagte Tine.

Die Kinder stürmten davon, ins Haus hinein, die Treppe hinauf.

„Mama, Mama — jetzt! —“

Und Tine öffnete die Thür.

Weißgekleidet liefen die Kinder der Mutter

voraus, durch die grünen Hecken zum weißen Lusthause hinunter.

„Mama, Mama,“ klang es in einem fort.

„Mama, Mama,“ erscholl es, bis sie das Lusthaus erreichten. Und jedes der Kinder ergriff sein Geschenk und hielt es der Mutter mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Mama, Mama, das ist von mir!“

„Mama, Mama, nein, dies ist von mir!“

Und sie standen auf den Behen, um es ihr hinaufreichen zu können.

Einen Augenblick stand die Mutter da, weiß zwischen den weißen Kindern. Sie schaute weit über die sommerlichen Wiesen hinweg. Alles war in Licht gebadet: Himmel, Luft und Erde.

„Wie schön ist der Tag!“ sagte die Mutter.

Und sie lächelte.

Da zog sie die Hand weg — es war Thyra, der ihr die Finger leckte und sich ihr zu Füßen legte.

„Ach, bist Du es?“ sagte sie.

Und mitten im Sonnenlicht stand sie da, zwischen wilden Rosen, die Kinder um sich geschart und Thyra ihr zu Füßen.

Die Mägde kamen und die Knechte, die heute Stiefel trugen.

Sie kamen gleichsam herangeschlichen, so sonderbar geduckt in den Knieen und im Nacken, um den Tisch herum — sie sahen ganz so aus, als wenn sie in der Kirche den Opferpfennig erlegten.

Die Mutter drückte ihnen die Hand, einem nach dem anderen.

Die Mägde schielten jede nach ihrem Geschenk hinüber und gingen dann weiter.

Zuhinterst kam Sess' Kuhhirt herantrottelt. Seine Hosen hingen hinten so traurig hinab, als käme er zum Kondolenzbesuch.

Wenn sie Alle mit einander fort waren, dann spülte sich die Mutter im Teich die Hände.

Eine war hinaufgegangen, um die Schokolade zu holen.

„Liebe Kinder, laßt sie uns gleich trinken,“ sagte die Mutter: „dann ist es überstanden —“

Die Kinder waren weggelaufen, und sie war allein.

Still schritt sie hinein und öffnete den Brief, den der Vater auf ihren Tisch gelegt hatte.



Langsam faltete sie den Brief auseinander und las:

„Dir Glück zu wünschen, kommt mir so wunderbar vor. Aber ich wünsche Dir das Beste, was das Leben Dir geben kann.

Dein Fritz.“

Die Mutter senkte das Haupt.

Es kam ihr nicht zum Bewußtsein, daß ihre Hände allmählich den Blumennamen auf dem Tischtuch zerstörten.

Darauf erblickte sie den Vater, der ihr von der Hecke entgegen schritt:

„Danke, mein Freund,“ sagte sie und faßte seine Hand.

Und einen Augenblick standen sie da vor den vielen Gaben — beide schweigend.

Dann glitt der Vater hinweg und verschwand in der Richtung nach dem kleinen Walde zu.

— — —

Um fünf Uhr nachmittags erschien die Bevölkerung des kleinen Ortes. Eine war nach Hause gegangen, um die Küstermama zu holen, die eine Sandtorte trug, eingewickelt in ein weißes Kopftuch.

Wenn die Familie Jespersen gesehen hatte, wie die Küstersfamilie unten beim Hofe des Dorfschulzen einbog, setzte sich Madam Jespersen mit ihren beiden Töchtern auch in Bewegung.

Madam Jespersen trug über ihrer Festperrücke einen diademähnlichen Hut, an dem zwei unechte Straußfedern hin und her schaukelten.

Jungfer Stine hatte sich ein schwarzes damastenes Kleid angezogen, welches den Eindruck hervorrief, daß sie in diesem Staat konfirmiert worden sei. Uebrigens war es den Kleidern der Jungfer Stine eigen, daß sie mitunter ausfahen, als wäre sie ihnen an den Handgelenken und unten herum entwachsen.

Der Geburtstag der Frau war, außer den gesetzlichen Ferien und Festzeiten, der einzige Tag, an dem Jungfer Stine sich frei machte.

Ihre Spende war eine Flasche Eau de Cologne, die die Mutter nachher in aller Stille auf zwei Flaschen verteilte und in der Gesindestube verschenkte.

Jungfer Lenchen war hellgekleidet und munter wie ein Reh. Ihr Geschenk, das in roja Seidenpapier eingewickelt war, bestand aus einer Canevas-

stickerei, deren Einfassung auf den Tapezierer wartete.

Jungfer Lenchens Geschenke wurden regelmäßig im folgenden Herbst an den Bazar in Sonderburg für die Lotterie abgeliefert.

Die Frau des Dorffschulzen war nach dem Tode ihres Sohnes zum ersten Mal wieder ausgegangen. Sie war feierlich wie ein Psalmbuch. Sie hatte frühmorgens eine Kruke mit Butter geschickt.

Männliche Personen waren überhaupt nicht anwesend.

„Fritz,“ sagte die Mutter, „an meinem Geburtstage will ich wenigstens frei sein. Ein einziger Mann ist genug, um störend auf das Geklatsch einzuwirken.“

Die Familie Jespersen nahm mitten im Lusthause Platz, wo Frau Jespersen, ohne zu fragen, im Handumdrehen die Geschenke untersucht hatte.

Jungfer Stine drückte ihren Männermund so hart an die Wange der Mutter, daß es fast wehe that.

Und verlegen, während sie etwas hervormurmelte, das halb einen Glückwunsch, halb eine

Entschuldigung vorstellen sollte, steckte sie die Eau de Colognesflasche in die Tasche der Mutter.

„Ach Gott,“ sagte sie und wußte wohl selber kaum, weshalb sie es sagte, „was ist doch das Leben.“

Jungfer Lenchen war lauter jugendliche Unruhe. Jedes Geschenk mußte sie in graziöser Weise an sich selber probieren.

Die Küstermama, die neben Jungfer Stine saß, erzählte, daß Madam Esbensen vorbeigefahren sei, nach Ulkeböl zu.

Madam Esbensen war die Hebamme.

„Natürlich,“ sagte die Küstersfrau, „sollte sie zu Sörensens. Ich sah es wohl, als sie leztthin vorbei fuhr, wie sie den Wagensitz füllte. Daß es nahe bevorstand, na, das wußte man ja.“

Der Gegenstand interessierte Alle.

„Der liebe Gott behüte sie,“ sagte die Mutter, „es ist das neunte.“

Alle redeten, außer des Dorfschulzen Frau, die in ihrem schwarzen Shawl stramm und gerade dasaß und drei Tassen Chokolade leerte.

Da sagte die Küstersfrau plötzlich, lauter als die Anderen:

„Aber sonderbar ist es, daß jedes Kirchspiel gleichsam seinen Monat hat. Hier ist es der Mai.“

Die Mutter, die sich an ihnen weidete, wie ein Käglein, das an die Sonne kommt, lachte und fragte:

„Aber beste Madam Bölling, wie können Sie das wissen?“

„Das kann man ja in den Kirchenbüchern lesen,“ antwortete die Küstersfrau.

Und sie fügte hinzu:

„Aber die Todesfälle fallen am häufigsten in den November.“

Jungfer Stine bemerkte, in ihrer Schule hätten die Meisten Geburtstag im Dezember.

Die Mutter begann über Ammen zu sprechen, während Jungfer Lenchen sich ein Korallenhaliband umgebunden hatte und vor dem Lusthause mit Thyra spielte.

Durch viele kleine Schreie und Jauchzen gab sie zu verstehen, daß sie an dieser Unterhaltung nicht Teil zu nehmen wünsche.

Da sagte die Mutter:

„Jetzt wollen wir spielen.“

Und sie erhob sich von der Bank, um Jungfer Lenchen zu fangen.

„Lezte, lezte,“ rief sie.

Tine flog hinterher.

„Lezte.“

Die Kinder kamen hinter der Hecke hervor und liefen mit.

„Lezte.“

Die Mutter war voran.

„Lezte.“

Sie flogen um den Teich herum.

Jungfer Stines Eau de Colognesflasche schlug der Mutter um die Beine, bis sie sie endlich herausholte und auf den Rasen am Teiche setzte.

„Stine, Sie müssen mitspielen!“ rief die Mutter.

Stine kam aus dem Lusthaus heraus und setzte in großen Sprüngen hinter Tine her.

Die Mutter lachte, daß sie sich an einen Baumstamm lehnen mußte.

Jungfer Stine sah, wenn sie lief, leibhaftig aus wie des Hühnerhändlers lendenlahme Kracke.

Mit einem Male warf die Mutter sich auf den Rasen nieder.

„Setzt wollen wir die Stichlinge füttern,“ jagte sie. Und Alle warfen Krumen in den Teich hinein, wo die Stichlinge so flink im klaren Sonnenschein vorüberhuschten.

Die drei Alten blieben im Lusthause sitzen.

Madame Jespersen hatte im Geheimen die Geschenke alle betastet.

Tine bot Wein an, und die Gläser standen im Graße um den Tisch herum.

„Schenken Sie Jungfer Stine ein,“ jagte die Mutter. Jungfer Stine wurde immer so schwermütig, wenn sie ein paar Gläser getrunken hatte.

„Auch den Kindern,“ fügte die Mutter hinzu.

Die Kinder bekamen soviel Kirschwein, daß sie ganz dufelig davon wurden.

Jungfer Stine aber hatte ihr Kinn in die Hände gestützt, und während die Mutter lachte und die Kinder herumstürzten, — der älteste Junge trank alle Reste aus den Gläsern — deklamierte sie still in die Luft hinaus ein Gedicht aus einem alten deutschen Kalender.

„Bitte, noch mehr,“ bat die Mutter.

Und Jungfer Stine deklamierte weiter mit ihrer Männerstimme — es klang, als lese sie die Messe.

Die Frau des Dorfschulzen hatte sich erhoben. Schweigend streckte sie die Hand aus zum Abschied, und die Mutter begleitete sie bis an die Hecke.

Die anderen folgten bald nach, und die Mutter sagte zu Tine:

„Räumen Sie das weg, Tine.“

Sie wies auf die Gläser und Teller, und schweigend setzte sie sich in die entfernteste Ecke des Lusthauses.

„Das Alles auch,“ sagte sie.

Sie meinte die Geschenke, und ihre Stimme klang, als ob das bloße Anschauen der Sachen ihren Augen wehe thäte.

Tine ging umher und nahm Alles hinweg.

Die Stimmen der Kinder schallten laut draußen im Hofe . . .

Als Tine zurückkam, saß die Mutter und las in einem alten Buche.

Tine setzte sich still zu ihr.

„Was lesen Sie?“ fragte sie.

„Ein Gedicht,“ antwortete die Mutter.

Die Mutter wendete das Blatt im Buche und, als lese sie es für sich selber, wiederholte sie das Gedicht:



Ich träumte einen schönen Traum:  
in der Wüste war ich.  
Dort sah ich nur Sand, Sand,  
nichts als Sand.  
Doch plötzlich erblickte  
mein erschrockenes Auge  
ein furchtbares Gesicht:  
die Raubtiere der Wüste  
schritten in endlosem Zuge daher.  
Zuvorderst gingen die Löwen  
mit weißen Zähnen;  
Tiger und Panther kamen  
mit ihrem fleckigen Fell.  
Doch hinterdrein schritten Hyänen,  
deren franke Eier nach Nas steht.

Es waren die Triebe des Menschen,  
welche die Wüste absuchten.  
Doch das Traumbild wechselte.  
Und ich stand einsam  
auf einem mächtigen Felde.  
Das Feld aber war die Erde.  
Und über der Erde Rund  
lagerte nächtiges Dunkel. —  
Aus dem Dunkel hervor  
ragte ein Kreuz, so groß,  
als wolle sein gewaltiger Arm  
Himmel und Erde umschlingen.  
Tiefe Stille ringsum.  
Nur dann und wann  
vom Kreuze ein Tropfen fiel.  
  
Und wieder wurde es still,  
bis der nächste Tropfen rann.

Und abermals Alles schwieg,  
bis der nächste Blutstropfen fiel.  
Dein Blut war es,  
Gekreuzigte Menschheit.

Die Mutter schloß das Buch.

Den Kopf an die Wand ihres Lusthauses gelehnt, starrte sie, bleich und stumm, in die Schönheit des Sommerabends hinaus.

„Tine,“ sagte sie plötzlich.

Und es gab einen Ruck in Tine, denn die Mutter hatte ihren Namen gerufen, fast wie einer, der um Hilfe fleht.

„Denn außerhalb Veronas giebt's keine Welt,“ flüsterte sie.

Nach einer Weile sagte sie:

„Tine, wissen Sie, was die Wahrheit ist — wenn man in meine Seele hineinsehen könnte, wie man durch eine Glasscheibe in ein Haus sieht, so würde man zwischen all dem Hausgerät da drinnen nicht einen Wunsch finden, keine einzige Hoffnung, nicht auch nur den Schatten einer Illusion.“

„Dann wäre es besser zu sterben.“

„— Sterben, Tine, ist auch nicht das

Schwerste — — — an jedem Tage versuchen zu leben, das ist viel schwerer . . .“

— — —

Es wurde abends nicht mehr gesungen, und den Kindern wurde nie erlaubt, ehe sie zu Bett gingen, in ihren Nachtkleidern in der Wohnstube herum zu tanzen.

Die Tanten waren angekommen.

Sie benutzten den Ort als Aufenthalt zur Nachkur, wenn sie von der Badereise kamen.

Sie sprachen mit gedämpfter Stimme, waren schlank wie ein Licht und trugen stets Halbhandschuhe.

Sie zeigten eine große Angstlichkeit in betreff der Bitterungsverhältnisse und führten stets den Regenschirm mit sich, aus Rücksicht auf die Möglichkeit eines Regens.

„Liebste,“ sagten sie zur Mutter, „ein nasser Strumpf am Fuß, und wäre es auch nur eine halbe Stunde lang, und Du hast unweigerlich Deine Bronchitis, die wochenlang dauert.“

Die Mutter, die während des Nachkurbejuchs vor Angst ganz blaß aussah, sagte ja zu allem und trug Barègekleider. Eigentlich denken that

sie nur, den ganzen, langen Tag, an eine Sache, ob die Kinder wohl wieder Unordnung in das Regiment von Tanten-Galoschen gebracht hätten.

Tine sah sie nur des Morgens.

Es war wie eine Art von stummer Berabredung zwischen ihnen, daß Tine während der Tantenkur aus dem Hause verschwand. Die Mutter und sie trafen sich in der Zeit fast mit Schmugglergefühlen. Des Morgens aber mußte sie da sein, um die Mutter aus dem Bett zu holen.

Die Kur der beiden Tanten forderte, daß sie ihr Lager um sieben Uhr verließen, und sie waren so präzise wie eine Domkirchenuhr.

„Nun müssen Sie aufstehen,“ sagte Tine.

„Ja, Liebste, wie viel Uhr ist es?“

Die Mutter liebte ihr Bett, und den Freiheitszustand, im Bett zu sein.

„Jetzt aber müssen Sie aufstehen.“

„Ja — —.“

Endlich war sie aus dem Bett heraus.

Wenn sie zu den Tanten hinunter kam, hatte sie eine große, weiße Schürze vorgebunden und sah aus, als hätte sie ihr Haus bewirtschaftet

von fünf Uhr morgens an, wenn die Buttermaschine in Gang gesetzt wurde.

Die beiden Tanten saßen, mit steifem Rücken, jede an ihrer Seite des Tisches in der Gartentube und warteten auf ihren Thee. Sie machten, wenn sie ihren kurgemäßen Morgenspaziergang antreten sollten, völlig den Eindruck von Reisebereitschaft. Kleider und Röcke waren mittels eines Systems von Haken in die Höhe gerafft, und auf ihren Köpfen trugen sie ein paar Hüte, die einen Umfang hatten, wie der Boden eines Korbes, in dem man heutzutage die Leichenfränze verschickt.

Diese Ungeheuer waren mit Spitzen garniert, die ihnen über die Augen hinunter hingen. „Versteht sich von selbst, meine Liebe“, sagten sie anlässlich der Spitzen, „das Erste, was man beschützen muß, sind doch die Augen.“

Die Mutter jagte:

„Sie sehen aus, als wollten sie nach Jerusalem pilgern.“

Sie gingen nicht in den richtigen Garten aus Angst vor den Fröschen, die sie verabscheuten.

„Es wimmelt förmlich von Fröschen, und sie

hüpfen an einem empor, schrecklich . . . es ist fast noch schlimmer als voriges Jahr.“ Außerdem war der Weg durch den Küchengarten sechs Mal hin und sechs Mal zurück gerade die richtige Entfernung für ihren Spaziergang. Während sie gingen, sprachen sie nicht.

„Der Arzt in Genève hat Recht,“ jagte die Tante Bothilde, „man soll es nicht thun. Man soll gehen und die Nerven in Ruhe lassen.“

Bei jeder zweiten Umbiegung genossen sie ein Chokoladepätzchen.

„Das ist das Vortreffliche an der Schweizerchokolade,“ jagten sie, „sie stärkt, ohne einem den Appetit zu benehmen. Die Chokolade hier zu Lande hingegen, na, meine Liebe, das ist ja als hätte man den Mund voller Klumpen.“

„Aber, das versteht sich, selbst in der Schweiz muß man die Marken genau zu unterscheiden wissen.“

Wenn die Tanten zurückkamen, ruhten sie. Das heißt, sie schliefen zwei Stunden in wollene Decken eingewickelt.

„Liebe Kleine,“ jagte die Tante Bothilde, „Wolle ist das Einzige. Die Franzosen, ein

Volk, das sich die Friiche zu bewahren wünscht, benutzen immer wollene Matratzen.“

„Ueber der Sprungfedermatratze,“ fügte sie nach Verlauf einer Sekunde hinzu.

„Liebe,“ fiel die Tante Anna ein, „Franzosen sind nun einmal Franzosen.“

Die Angst der Mutter wuchs noch im Laufe des Tages. So waren die Mahlzeiten wahre Schreckensstunden. Man konnte ja nicht behaupten, daß die Kinder gerade korrekt zu Tische saßen.

Und das „Zutischsitzen“ war die Spezialität der Tanten.

„Man muß mir doch Recht geben,“ jagte die Tante Bothilde, „daß es von großer Wichtigkeit ist. Und lernt man es nicht in der Kindheit, so lernt man es nie . . .“

„Ich kann Dir die Versicherung geben, daß, wenn dieser Stockfeldt es niemals zum Staatsminister brachte“ — die Tanten benannten den Konzeilspräsidenten mit dem Titel Staatsminister — „so war es, weil er mit dem Messer aß.“

Eine Stunde vor Mittag begann die große Abseifung der Kinder.

Die Mutter stand daneben, während das Kindermädchen mit den Schwämmen über die Körper der Kinder wegfuhr, als seien sie zarte Bohlen gewesen.

„Anna Margrethe“, sagte die Mutter, „passen Sie ja auf die Nägel“.

Anna Margrethe bürstete die Nägel, als wolle sie den Kindern die Fingerspitzen abbürsten. „Sie sind noch nicht rein,“ sagte die Mutter, „der Himmel mag wissen, wo Ihr wieder herum gewühlt habt“.

„Und die Ohren,“ fügte die Mutter hinzu.

„Lassen Sie mich!“

Sie machte sich selber an die Ohren heran.

„Und hat man sie dann endlich rein,“ sagte sie verzweifelt, „dann werden sie rot.“

Rot wurden sie.

Nun kam das Auskleiden, Flecke waren allerwärts am Zeuge.

Die Mutter rieb und rieb mit Handschuhleder und Eau de Cologne.

„So, in Gottes Namen, nun muß es gehen,“ sagte die Mutter.

Der Vater führte die Tanten zu Tische.



Sie waren in schwarz- und weißgestreifter Seide — ihre *tâble d'hôte*-Kleider vom Bade — und trugen weite Ringe, die an den sehr abgemagerten Fingern gleichsam klapperten. Sie brachten zwei Pulverschachteln mit zu Tische.

Die Kinder starrten sie erschreckt an. Sie bekleckten sich sofort.

Die Mutter führte eine lebhafte Konversation, um die Aufmerksamkeit abzulenken — sie bekam vor Aufregung heftige Flecke auf ihren Wangen — sie sprach von Kopenhagen und allen Bekannten dort:

„Ja, sieh mal,“ sagte die Tante Bothilde, „Christiane ist ja ungemein liebenswürdig, aber sie hat ihre Eigenheiten. Man kann ja wirklich kaum den Fuß unter ihren Tisch setzen, so fängt sie schon von den Konfessionen an.“ „Kleiner“, wendete sie sich plötzlich an den ältesten Jungen, „ein artiges Kind schiebt die Brust hinaus und die Schultern in die Höhe, wenn es iszt. Dann iszt man gerade . . . — Und ich finde nun,“ fuhr sie fort, ohne Uebergang, indem sie zu Christiane und den Konfessionen zurückkehrte, „daß man solche Sachen nicht beim Essen diskutieren darf.“

„Siehst Du, selbst wenn man am ersten Weihnachtstage beim Bischof zu Tisch geladen ist, so wird die Religion und was dahin gehört mit keiner Silbe erwähnt. Das paßt doch wahrlich nicht zu geschliffenen Gläsern und Porzellan.“

Tante Anna benutzte die Gelegenheit, um über Krystall und Porzellan zu reden.

Sie sprach von einer Glashütte in Südfrankreich.

„Wo man, das muß ich sagen, Du,“ sie wendete sich an den Vater, „wirklich wunderbare Sachen bekommt . . . Aber, Lieber, jetzt fällt es mir plötzlich ein, weshalb sieht man dies Jahr eigentlich Deine schönen, geschliffenen Krystallkaraffen gar nicht auf dem Tisch — Du weißt, die zum Madeira.“

Das Blut schoß der Mutter ins Gesicht — bei den Tanten wurde niemals etwas zer schlagen.

„Ja, Margrethe schlug — Du entsinnst Dich — sie schlug, sie hatte das Malheur . . . die eine Karaffe . . .“

„Richtig, wo ist Eure Margrethe geblieben? Das nette Mädchen, ich entsinne mich ihrer gut,“ sagte die Tante Bothilde.

„Sie kam auf Abwege, leider, und da mußte sie aus dem Hause . . .“

„Sie auch,“ sagte Tante Anna.

Tante Bothilde aber unterbrach mit einem schnellen Blick auf die Kinder das Gespräch:

„Hm!“

Dieses einzige „Hm“ klang, als würde eine eiserne Pforte zugeschlagen.

Und man redete nicht mehr von den Karaffen.

„Liebe Stella,“ hörte man nach einer Pause, „ein kleines Mädchen schlägt bei Tische die Füße nicht über einander.“

Die Schwester zuckte so heftig zusammen, daß sie die Gabel aus der Hand verlor.

„So, da machst Du einen Klecks auf Dein Kleid, Kind,“ und halb entschuldigend sagte sie, indem sie sich zur Mutter wendete: „Liebste, Du weißt, derlei Dinge kommen nur vom beständigen Verbieten.“

Und bei ihrem Lieblingsthema angelangt, faßte sie ihre Meinung von der Sache dahin zusammen:

„Man lehrt die Kinder nur dann anständig bei Tische sitzen, wenn man sie während des Essens die Ellbogen dicht an den Körper halten läßt.“

Die Mahlzeit war zu Ende und der Kaffee sollte in der Gartenstube eingenommen werden.

Die Kinder waren aus der Eßstube mit einer Hast hinausgestürzt, daß sie draußen im Gange übereinander fielen.

„Aber,“ sagte Tante Anna, sie hatte kaum Platz genommen, „das kann ich nicht vergessen, Margrethe, das hübsche Mädchen . . .“

„Die Hübschen sind am schlimmsten dran,“ warf die Mutter ein, die den Kaffee filtrierte.

„Sag' mal,“ bemerkte Tante Bothilde, „es passiert ja buchstäblich jedes Jahr in Eurem Kirchspiel.“

Die Mutter lächelte hinter der Maschine:

„Ja,“ antwortete sie, „sogar mehr als ein Mal.“

Tante Bothilde war einige Minuten still.

Darauf sagte sie:

„Wir und Unseresgleichen begreifen das ja nicht. Aber, Gott sei Dank, es geht uns ja Nichts an.“

Die Tante Anna bemerkte:

„Na, siehst Du, es geht hier im Leben Manches vor sich . . . das Beste ist, zu thun, als sähe man

es nicht . . . die Sache ist ja nicht so einfach. Denn die Leute haben ja keine Erziehung . . .“

Die Mutter lächelte noch immer.

„Ob die wohl hilft?“ sagte sie.

Und ohne an die Tanten zu denken, fügte sie hastig hinzu:

„Das Unglück kommt vielleicht daher, daß die Natur so grausam gewesen ist, Tiere zu schaffen, welche denken. Erst paart das Tier sich, und nachher ekelt sich der Mensch davor.“

Tante Bothilde wurde ganz versteinert, sie konnte kaum zu Worte kommen:

„Höre mal, Du jagst mitunter Dinge . . . Du jagst Dinge, . . . wir sind doch wohl Alle Gottes Geschöpfe.“

Wenn die Tanten fertig getrunken hatten, schlummerten die Tanten.

Tante Anna legte in aller Stille das Taschentuch über ihr Gesicht.

Hatte man ausgeruht, so wurde vorgelesen. Die Schwestern wechselten ab. Um in der Uebung zu bleiben, lasen sie die belletristischen Sachen der drei großen Weltsprachen.

Tante Bothildens Lieblingsverfasser war Dickens.

„Hörst Du, Liebe, man erfährt doch etwas von den Menschen. Goethe ist gut genug. Aber auf mich wirkt er, als wäre er aus Stein.“

Tante Anna zog die weiblichen Schriftsteller vor, und so wurde darüber hin und her gestritten.

„Die Sprache mag ja,“ bemerkte Tante Thilde, „wohl zierlich sein, aber der Inhalt, na, der Inhalt . . . es ist ja fast immer nur von der Liebe die Rede.“ —

„Und man kommt ja schließlich über das Stadium hinaus. Außerdem, man kann im Leben genug davon haben.“

Vor dem Thee gingen die Tanten wieder spazieren. Diesmal aber in der Allee.

Nach dem Thee saßen sie während einer halben Stunde auf der Gartentreppe und tranken Luft.

„Man spricht immer vom Wasser,“ sagten sie. „Das Wichtigste ist die Luft. Wenn die Menschen bei offenem Fenster schliefen, würden sie hundert Jahre alt werden.“

Nach Verlauf von sechs Wochen war die Nachkur beendet. Sie reisten am selbigen Tage ab.

Das Letzte, was sie unternahmen, war die

Berteilung von in Papier eingewickelten Trinkgeldern.

— — —

Wenn die Tanten fort waren, kam eine andere Zeit. Die Freundinnen der Mutter machten Besuche. Es waren die Töchter von dem Gute, auf dem sie erzogen war. Sie machten den Eindruck von fremden Vögeln, die weither kamen.

Acht Tage lang strahlten ihre Sonnenschirme auf den Gartenpfaden.

Die Fenster standen offen, so daß Haus und Garten in einander übergingen, es sumimte von fremden Namen, und der Briefträger brachte Briefe, deren Aufschrift niemand in der Küche herausbuchstabieren konnte.

Es war die heiterste Zeit im ganzen Jahre. Die Freundinnen trugen Krinolinen, von denen die Kinder meinten, daß sie ausfähen wie die großen umgekehrten Kronleuchter drüben in Copenhagen, in der Amalienstraße, und Mantillen mit langen Schleppen. Fuhren sie aber aus, so hatten sie auf den Köpfen Straußfedern, ganz wie Zampa, das kleine Pferd, das sie in Augustenburg gesehen hatten und das zu Tische sitzen und mit einer

kleinen Glocke nach seinem Essen schellen konnte. Alle plauderten sie durcheinander — Mamas Freundinnen. Aber am allermeisten redete Lady Dipton.

Sie wohnte weit weg, in einem fremden Lande, und sie kannte viele von denen, welche dort die Reichsten und Bornehmsten waren. Der Vater führte sie Mittags immer zu Tisch.

Wenn sie aber gegessen hatten, tranken sie Kaffee in der Gartenstube, und dann war es Lady Dipton, welche erzählte. Sie erzählte von der Rachel, die sie liebte, und vom Kaiserhose in den Tuilerien und von vielen fernen und sonderbaren Menschen, die sie kannte — während die Mutter lauschte.

„Erzähle weiter,“ bat die Mutter, und die Lady erzählte weiter; von den Dichtern des großen Landes, unter denen sie lebte, von seinen Malern, deren Gemälde sie besaß, doch am liebsten erzählte sie von einem wunderlichen und seltsamen jungen Dichter aus einem exotischen Lande, den sie in einer großen Stadt, wo allerlei Existenzen sich zusammen finden, angetroffen hatte und dessen Bild sie auf ihrem Tisch oben im Fremdenzimmer



stehen hatte. Die Mutter hörte auch am liebsten von ihm.

„Ma chère,“ sagte die Lady, „ich glaube, das Leben ist ihm entglitten. Er hat die Kunst vergessen, da zu sein. Er kann seinen hohen Hut nicht mehr glatt streichen, und er mag seine Handschuhe nicht mehr knöpfen, um einen Besuch zu machen; er vermag es nicht mehr, alle die mechanischen Sachen vorzunehmen, aus denen das Leben besteht: wie z. B. zu seinem Barbier zu gehen, oder seinen Kaffee in einem Kaffeehause zu trinken, oder sich mit einer liebenswürdigen Dame zu Tische zu setzen und einen gepuderten Hals zu betrachten . . .“

„Das verstehe ich,“ warf die Mutter ein.

„Er empfindet gewiß keine Trauer,“ sagte die Lady, „und er ist nicht desillusioniert, denn was die Illusionen betrifft, so waren sie ganz sicher bereits von seinen Vorfahren verzehrt worden.“

Sie schwieg ein Weilchen, darauf sagte sie:

„Man könnte noch am ersten sagen, daß er zu den désintéressés gehört. Die Lebensdinge sind ihm gleichsam zu lauter Gleichgültigkeiten

verwelkt, zu Lächerlichkeiten oder Ähnlichem, über das er sich höchstens wundern kann.“

Die Lady lachte plötzlich auf.

„Niemals werde ich vergessen,“ sagte sie, „wie er eines Tages zu mir kam und plötzlich Le Figaro, der auf meinem Tische lag, auseinander faltete, indem er mit seiner schlanken Hand an der jämmerlichen Zeitung hinab wies, und mit unbeschreiblichem, müdem Abscheu — nein, Abscheu nicht, mit mattem Erstaunen mir sagte:

„Alles das handelt vom Krieg mit China.“

Die Lady saß ein Weilchen sinnend da, darauf hub sie wieder an:

„Das ist wohl die Sache, für ihn ist Alles zum Krieg mit China geworden.“

Die Mutter reichte die Tassen herum.

Dann sagte sie still:

„Vielleicht liebt er — oder hat geliebt.“

Die Lady antwortete:

„Das glaube ich nicht, ma chère. — Es giebt in allen großen Ländern Menschen, denen — ja, wie soll ich es sagen — die eine, physische Seite der Liebe unüberwindlichen Abscheu einflößt. Sie werden Asketen aus Raffinement, und sie begehren

beständig, während sie die Befriedigung verdammten. —

René gehört zu ihnen.

Er wird zu den Frauen getrieben, und hält er sie nur im Arm, überhäuft er sie mit Schimpfwörtern.“

„Dann liebt er nicht,“ sagte die Mutter.

Die Lady schwieg. Darauf sagte sie:

„Ist die Liebe denn etwas anderes, als Begierde fühlen und sich dessen schämen?“

„Weißt Du keines deiner Gedichte?“ fragte die Mutter.

„Eines weiß ich schon,“ antwortete die Lady.

„Sag' es uns“, bat die Mutter.

Die Lady lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, und in ihrer fremdartigen Sprache, die den Worten einen seltsamen Klang verlieh, sagte sie langsam:

Ich liebe Dich, so wie das Meer den Strand,  
den weiten Strand, den es bespült,  
verdeckend ihn, bedeckend ihn vollständig  
mit ew'gem Ruß.

So wie der Liebende,  
wenn er von ihrer Füße Sohlen  
bis zu dem schönen Bogen ihrer Schläfen  
die Lippen führet,

den ganzen Körper der geliebten Frau entlang,  
um, selig, Alles zu besitzen. . .

So liebe ich Dich —

So.

Nein, ich liebe Dich, so wie die Sonne liebt  
die goldnen Abendwolken,  
die ganz sie fassen und umfassen,  
wenn stolz, zum letzten Mal, sie grüßet  
der Erde jammervolle Herrlichkeit und stirbt.

„Du weißt noch ein anderes,“ sagte die  
Schwester der Lady.

„Ja,“ antwortete die Lady, „ich weiß noch  
ein anderes.“

Und in derselben Stellung, ohne sich zu regen,  
sprach sie, indem ihre Altstimme sich mit weichem  
Klange färbte :

Wenn in den langen Nächten  
ich einsam ruhe,  
und niemand schaut mein Angesicht,  
und niemand meine trocknen Augen —  
dann denke ich :  
Wenn tot ich wäre,  
Du würdest kommen  
und niederknien,  
dort, wo ich ruhte.  
Und meine Hand, die jetzt Du meidest,  
Du würdest fassen  
meine kalte Hand,

und in mein Ohr,  
das Dich nicht hörte mehr,  
Du würdest flüstern  
mit Deiner Stimme Klang von damals:  
Wie ich Dich liebte. — —  
Und der Tote würde lächeln.

Die Mutter hatte sich niedergesetzt und starrte mit großen Augen vor sich hin, während sie die Hände um ihre Kniee gefaltet hielt. Dann flüsterte sie:

„Sage es noch mal, bis ich es kann.“

Die Lady lachte:

„Du kannst es ja schon.“

„Ja, das letzte.“

Und sanft, fast unhörbar, wiederholte sie die fremden Worte, während sie noch immer die Hände um ihre Kniee gefaltet hielt:

Ich liebe Dich, so wie die Sonne liebt  
die goldenen Abendwolken,  
die ganz sie fassen und umfassen,  
wenn stolz, zum letzten Mal, sie grüßet  
der Erde jammervolle Herrlichkeit und stirbt.

Alle schwiegen.

Dann sagte Lady Dipton:

„Aber auf sein Bild oben hat er den Vers geschrieben, den ich am meisten liebe.“

„Den weiß ich,“ sagte die Mutter.

Und mit einer Stimme, fast als jümme sie ein Wiegenlied, sprach sie den kleinen Vers vom Bilde — vom Bild des fremden und unbekanntem Dichters :

Wie die Pflanze verwelkt,  
weil ihre Wurzel ohne Nahrung ist,  
wie die Blume verblaßt,  
weil sie die Sonne nicht erreicht,  
so verwelke ich, und so verblasse ich,  
weil Du mich nicht liebst. — —

Sie schwiegen wieder, bis plötzlich eine von den Schwestern der Lady zu lachen anfing und sagte: „Kinderchen, es wäre nicht so übel, von dem jungen Manne geliebt zu werden.“

Und sie lachten Alle laut auf, die Mutter am lautesten, und liefen in den Garten hinaus und warfen sich ins Gras, daß die Krinolinen hoch in die Höhe stiegen.

Abends war es am allerlustigsten.

Die Freundinnen hatten Feuerwerk mitgebracht; sie brachten bengalische Flammen, blaue und grüne, in allen Büschen an, und waren nahe daran, den ganzen Garten in Brand zu stecken.

Die Mutter zündete sie mit den Schwefelhölzern an und klatschte in die Hände.

Die Kinder sahen in ihren Nachtkleidern vom Kinderzimmer aus zu.

„Wie wunderschön, wie wunderschön,“ rief die Mutter.

Von allen Büschen flammte es auf, blau und grün, sie selbst stand mitten auf dem Rasenplatz. Ihr bleiches Gesicht war aufwärts gerichtet, und die Hände hielt sie empor.

Dann sagte sie plötzlich:

„Aber die Sterne sind doch schöner.“

Und während die künstlichen Lichter langsam erloschen, eins nach dem andern, und das Boskett im Finstern lag, schauten sie Alle empor zu den klaren Sternen der Augustnacht.

„Nun zeige uns Deine Sterne,“ sagte Lady Lipton.

Die Mutter schüttelte den Kopf:

„Nein,“ antwortete sie, „laßt uns jetzt still sein.“

Sie blieb stehen, und die Freundinnen wurden schweigsam wie sie.

Kurz darauf gingen sie hinein. In den Stuben

war es dunkel und kühl. Sie setzten sich Alle in die Bohnstube, und niemand sprach. Schließlich sagte die Mutter:

„Ich glaube, die Sterne sind für die Traurigen da, damit sie verstehen sollen, daß es keinen Zweck hat, zu trauern, denn selbst unsre Trauer ist zu klein.“

Niemand antwortete.

Aber die Mutter erhob sich und setzte sich in der dunkeln Stube ans Klavier.

Die weißen Hände glitten über die Tasten, und während sie langsam — ganz langsam — einige Akkorde anschlug, sang sie halb, und halb sprach sie, zu einer Melodie, die sie selbst gefunden hatte, die fremden Worte:

Wie die Pflanze verwelkt,  
weil ihre Wurzel ohne Nahrung ist,  
wie die Blume verbläht,  
weil sie die Sonne nicht erreicht,  
so verwelke ich, und so verblasse ich,  
weil Du mich nicht liebst. — —

Alles war still.

Ueber dem Garten, über den Feldern, über allen Wiesen funkelten die Sterne des Herbstes.

— — —



Die Freundinnen reisten ab, und die Erntezeit rückte heran, wo die schwerbeladenen Getreidewagen durch das Hofthor hereinrollten und die Mutter und Tine hoch oben auf dem Fuder neben den Mägden saßen, während die Kinder sich jauchzend in der Scheune wälzten, die gefüllt wurde.

Die Mutter sprang herunter, Rutscher Lars in die Arme, und schrie:

„Halte mich, halte mich!“

Hinterher hatte sie eine solche Angst vor den Ohrwürmern, daß sie sich bis auf die Haut entkleidete.

Auch die Erntezeit verrann, und die stillen, weißen Tage des Septembers kamen, der Garten lag so leuchtend und ganz einsam da, es schwirrte kaum eine Mücke über dem Teich.

Die Mutter saß meistens auf der weißen Treppe und ließ sich von der Sonne braten, während Tine sich zu ihren Füßen im Garten beschäftigte. Die Bappeln in der Allee bekamen gelbe Blätter und wurden gleichsam höher in der dünnen, klaren Luft.

Die Mutter fröstelte:

„Wie lang die Schatten werden,“ sagte sie.

Tine band die Rosen auf und sah über die Rosenplätze hin:

„Ja,“ antwortete sie, „wir sind schon weit vorgerückt.“

Die Mutter aber, die über die sonnenbeschienenen Beete hinstarrte, wo nichts sich regte, sondern Alles glänzte, Laub und Astern und die späten Rosen, sagte:

„Tine, irgendwo muß es doch Frieden geben: im Tode.“

Es wurde früh dunkel, und Tine und die Mutter und die Kinder gingen durch die Allee über die Felder hin, wo die Brombeerranken in den Gräben wucherten.

Sie begegneten niemandem, überall war es still. Hinter sich sahen sie, wie die Lichter des Dorfes, eins nach dem andern, angezündet wurden. Dann läuteten die Abendglocken.

Die Mutter blieb stehen; die Kinder hatten sich an sie angeschmiegt. So weit sie um sich blickte, lagen nur die weiten Felder dort im stummen Halbdunkel der Lichter vom Dorfe. Der Himmel war finster und ohne Sterne.

Lange redete niemand von ihnen. Dann sagte

die Mutter, die im Dunkel noch höher und schlanker erschien:

„Wissen Sie, Tine, hier sollte man die Menschen hinführen, welche leiden.“

Kurz darauf aber sagte sie — und ihre Stimme klang unbeschreiblich traurig:

„Und doch, es würde nichts nützen. Ich glaube, daß die Schönheit der Erde nur das Leiden der Seele erhöht:

Es giebt keinen Trost.“ —

Sie schritten weiter über die dämmernden Felder. Die Glocken hatten aufgehört zu läuten und kein Laut erscholl, außer dem Bellen einiger Hunde. Dann erstarb auch das.

„Laßt uns nach Hause gehen,“ sagte die Mutter. Aber als sie heimkamen, spielten die Kinder in der Wohnstube Cirkus in ihren Nachtkleidern. —

Die Pfarrer aus der Nachbarschaft kamen und spielten L'Hombre. Sie kamen herangerasselt in alten Kaleschen, mit dicken rotbackigen Kutschern auf dem Bock; der Spieltisch wurde in Vaters Stube aufgestellt, wo der L'Hombre gespielt wurde, während man vor Rauch aus den langen Pfeifen nicht die Hand vor Augen sehen konnte.

Der alte Fangel fluchte und schwur, daß die Bücher auf den Regalen bebten und Mynsters Betrachtungen tanzten. Die Kinder, die nicht schlafen konnten, sprangen aus ihren Betten und bekamen Zwetschgen, um wieder ins Bett zu gehen.

Die Mutter spielte unaufhörlich Klavier.

Der Morgen konnte anbrechen, und die Pfarrer spielten noch.

„Jetzt wird die letzte Partie auf dem Rajenplatz gespielt,“ sagte der alte Fangel.

„Ja, thut es, thut es,“ sagte die Mutter.

Die geistlichen Herren verließen ihre Stühle — etwas unsicher waren sie auf den Beinen — und zogen durch die Wohnstube.

„Herr Semine,“ sagte Fangel, „so sieht man denn endlich mal die liebe Sonne Gottes wieder.“

Sie wackelten die Gartentreppe hinunter, ihre Toddygläser wurden auf den Rajen gestellt, und auf dem Bauche liegend spielten, sie und schlugen dabei mit den fetten Händen ins Gras.

Die Mutter aber saß auf der Gartentreppe und lachte, lachte —

Doch legte sie dem alten Fangel eine wollene Decke über.

Aus dem Dorfe kamen Leute die Allee hinauf und gingen an ihnen vorüber.

„Guten Morgen,“ sagten sie und lüfteten still den Hut vor den geistlichen Herren.

„Guten Morgen, guten Morgen,“ grunzte der alte Fangel.

Die Sonne aber konnte hoch am Himmel stehen, und die Pfarrer spielten noch immer.

— — —

Die Tage wurden kürzer, an den Bäumen lichtetete sich das Laub, und die allerletzten Rosen froren am weißen Hause entlang.

An der Wand gen Süden hingen noch die Trauben, voll und groß.

Die Mutter untersuchte sie jeden Tag.

„Morgen wollen wir sie abnehmen,“ sagte sie zu Tine.

Am folgenden Tage wurde eine Leiter herbeigeschleppt und auf der obersten Stufe stehend, pflückte sie, einen Korb in der Hand, die reichen, schweren Trauben.

Nun aß sie, und nun warf sie Tine die Trauben an den Kopf:

„Nimm sie, fang sie!“ rief sie.

Die Leiter wurde weiter gerückt, und sie pflückte und pflückte.

Zu allererst stand sie. Aus Scherz hielt sie eine Traube an ihr dunkelschimmerndes Haar, während sie eine andere in der erhobenen Hand hielt. Die Sonnenstrahlen fielen auf sie, auf die funkelnden Trauben, auf das glänzende Haar.

Der Großknecht ging vorüber und blieb stehen.

Da warf ihm die Mutter die Traube gerade ins Gesicht:

„Sa, schön kann ich aussehen,“ sagte sie und stieg die Leiter hinunter.

Sie ließ die Leiter wegnehmen, und Tine begann die Trauben zu zählen.

Die Mutter stand lange und betrachtete den nackten Weinstock.

Ihr Gesicht war ganz verändert:

„Jetzt ist es vorbei,“ sagte sie.

Sie ging hinein, ohne die Trauben zu beachten, und blieb lange, die Hände im Schoß, in ihrem Lieblingsstuhl am Fenster sitzen, ganz im Dunkeln.

Der Vater rief aus seiner Stube — aber sie antwortete nicht.

Draußen in der Küche hörte man Tine mit den Trauben herumwirtschaften, und die Stimmen der Leute, die herein mußten, um auch ihr Urtheil über die Ernte abzugeben. Tine kam in die Wohnstube und berichtete, wie viel Trauben es gewesen.

„Das waren ja viele,“ sagte die Mutter.

„Ja — zehn mehr als voriges Jahr,“ antwortete Tine.

„So.“

Im Hofe war es ganz finster.

Jens, der Kuhhirt, hatte seine Laterne angezündet, als er zum Vieh hineinging.

Indem er die Thür öffnete, brüllten die Kühe mit langgezogenem „Muh.“

Die Mutter erhob sich von ihrem Platz. Wie ein Schatten glitt sie durch das Dunkel der Stube. Sie setzte sich ans Klavier.

„Sind Sie es, Tine?“ fragte sie.

„Ja, liebe Frau.“

„Wissen Sie, ich saß eben und dachte daran, wie die Menschen glücklich sein könnten.“

„Aber es giebt ja auch überall glückliche Menschen,“ antwortete Tine.

Die Mutter erhob ihr bleiches Gesicht und sagte langsam:

„Es giebt genügsame Menschen, Tine, das mag wohl sein.“

Tine dachte ein Weilchen nach.

„Ja, Gottlob, es giebt ja so viele Arten von Glück,“ sagte sie.

Die Mutter schwieg. Dann sprach sie:

„Nein, Tine, es giebt nur ein Glück, und der ist vielleicht am glücklichsten, der es nie gekannt hat.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Tine.

„Ja, denn es dauert nicht.“

Eine Weile schwiegen sie beide. Dann glitten die schönen Hände der Mutter hin über die Tasten, und mit gedämpfter Stimme, während man den Vater an seiner Thür wie einen Schatten stehen sah, sang sie:

Wie die Pflanze verwelkt,  
weil ihre Wurzel ohne Nahrung ist,  
wie die Blume verbläht,  
weil sie die Sonne nicht erreicht;  
so verwelke ich, und so verblasse ich,  
weil Du mich nicht liebst.

Der Gesang hörte auf.

Draußen war es Nacht. Drinnen war es dunkel.



Die Mutter erhob sich.

„Zünden Sie die Lampe an, Tine,“ sagte sie. „Die Kinder müssen ins Bett und das Abendbrot für die Leute muß hergerichtet werden.“

---

# Werke von Herman Bang:

## Am Wege. Roman.

„Am Wege“ ist eine eigenartige Arbeit von intimum Reiz. Die Leser werden unbewußt unter den Willen des Erzählers gezwungen; er weiß ihnen seine Welt so anschaulich und vertraut zu machen, daß sie hören und sehen wie er, als hätten sie unter all den Leuten des kleinen Kirchspiels in beschaulicher Freundschaft gelebt. Trotz des gesunden Realismus und der frischen Art des Erzählens wirkt das Ganze ruhig-abgeklärt; wie eine stille Melodie, die ein heimliches Trauern weckt, das über persönlichem Leid und persönlichem Glücke steht.

Das Buch wird reife, denkende Leser bis zur letzten Seite fesseln, es bietet eine Fülle prächtiger charakteristischer Schilderungen allerlei Lebens; leise, schwermütige, müde, wie die Bilder bei Kathinkas Heimatsbesuch, und lustige, fröhlich-berbe, wie die Jahrmachtsfahrt und das Fest im Pfarrhaus.

Samburgischer Correspondent.

## Die vier Teufel. Erzählung.

. . . . Das ist mit einer Knappheit erzählt, die bewunderungswürdig ist; kein Wort zuviel, keine Sentimentalität stört. Eine feine Künstlerhand hat hier die Feder geführt und mit unerbittlicher Konsequenz von dem Tod zweier armen Clowns erzählt, ehe sie vom Leben etwas hatten. Ein Kunstwerk alles in allem!

Blätter für litterarische Unterhaltung.

## Hoffnungslose Geschlechter. Roman.

. . . . Der Gesamteindruck ist ein gewaltig packender, ein in geradezu schmerzhafter Weise erschütternder. Der Verfasser schildert die letzten Sprossen einer degenerierten Adelsfamilie: einen im Wahnsinn endenden Vater und dessen Sohn, der als trauriges Erbeil von der Familie her eine übergroße Empfindsamkeit erhalten hat und an deren Folgen zu Grunde geht.

. . . . In dieser Szene zeigt Bang deutlich, daß er sowohl über die Kraft wie über den Adel wahren Dichtertums verfügt: was aus ihr zu dem Leserspricht, ist echte, markerschütternde Tragik.

Leipziger Tageblatt.

# Svend Leopold:

## Prinzessin Charlotte.

Roman.

Die Heldin des Romans, ist die mecklenburgische Prinzessin, die nach Dänemark verheiratet wurde, eine Art elementaren Naturwesens, ein zu heiterer Freude, zu gedankenlos unschuldigem Lebensgenuß vorbestimmtes Geschöpf, das jedoch, als es in der Ehe mit dem pedantischen und sentimentaligen Tugendprinzen sein erträumtes Glück nicht fand und an dem steifen dänischen Hofe von Langeweile fast erdrückt wurde, auf Abwege geriet, die eheliche Treue brach, dann zwanzig Jahre lang in eine kleine Stadt Jütlands verbannt wurde, dort immer mehr sank, endlich den Jesuiten in die Hände fiel und in Rom als Diakonissin des Benediktinerinnenhospitals starb. Man könnte natürlich diesen Lebenslauf der kleinen lebenslustigen Prinzessin mit sehr brutalen Worten wiedergeben; man könnte behaupten, daß sie von Haus aus eine Dirnennatur gewesen sei und schließlich am Ende ihrer vielen Amouren, mit dem Übertritt zum Katholicismus nur ein bekanntes gemeines, aber wahres Sprichwort neu bestätigt habe. Das aber ist gerade das Schöne an dem Roman Leopold Svends, daß wir die Prinzessin Charlotte, deren natürliche Fehler er keineswegs verbirgt, als ein im tiefsten Grunde doch gut angelegtes Wesen verstehen lernen, das uns vor allem durch seine Ehrlichkeit und Herzhaftigkeit gewinnt, so daß wir ihren allmählichen Untergang viel mehr dem falschen Moralton ihrer Umgebung und gewissen Schicksalsfügungen als ihren immerhin gefährlichen Charaktereigenschaften zuschreiben müssen. Das Seelengemälde, das wir von ihr solchergestalt erhalten, ist ein unendlich feines, voll überraschender Züge, die doch alle aufs beste zusammenstimmen und den Eindruck vollster Lebenswahrheit hinterlassen. Wer sich bisher seiner Lebtag niemals um diese Prinzessin interessiert, von ihrer Existenz überhaupt nichts gewußt hat, wird durch dieses Buch mit herzlicher Teilnahme für sie erfüllt, sieht sie vor seiner Phantasie stehen als ein unvergeßliches Bild und blickt dann wohl im eigenen Leben herum, ob er im Kreise seiner Bekannten, seiner Nächsten und Freunde, nicht auch vielleicht eine ähnliche Singvogelnatur entdecke, die sich an zu engen, harten Gitterstäben täglich verwundet. Kurz, das Buch wirkt nicht bloß als historischer Roman, es wird zur Bereicherung unseres geistigen Lebensinhaltes.

Berner Bund.

# Jakob Wassermann:

## Die Geschichte der jungen Renate Suchs.

Roman.

4. Auflage.

„ . . . Manche sinnende Stirn wird sich darüber beugen, manches Auge wird sich feuchten und aus verschütteten Tiefen wird eine wehmütige Bejahung aufsteigen. Über den Glanz seiner bildnerischen Phantasie, über die Pracht seiner Sprache will ich nicht weiter reden, nachdem ich schon einige Proben gegeben habe. Es kam mir auch nicht darauf an, das Buch nachzuerzählen oder zu analysieren, sondern ihm Freunde zu erwerben und dem Leser zu sagen, was ihn an ästhetischer Freude und menschlichem Gewinn erwartet. Seitdem der alte Fontane tot ist, der das Schicksal der kleinen Effi Briest in die verstehende Milde der Alterserfahrung gehüllt hat, ist in diesem Frauenroman zum ersten Male wieder ein Kunstwerk zu begrüßen und ein Künstler, der menschlich tief und reich genug scheint, um eine Entwicklung zu noch reiferen Werken zu versprechen.“

Vossische Zeitung (Berlin).

„ . . . Ein subjektives Entzücken ist es eigentlich, das an dieses Buch fesselt. Ein subjektiver, männlich empfundener Frauenroman — damit kann man das Buch litterarisch kennzeichnen.

Ich halte es für ein Ereignis. Bei Wassermanns Darstellungskunst im einzelnen kann ich nicht lang verweilen. Seiner Art von psychologischer Dialektik widersteht man nicht: sie rührt ans Feinste und oft kaum mehr Sagbares. Seine Erfindung im Kleinen im Zusammenhängen, Schaffen und Verweben von Motiven ist für den mitstrebenden Arbeitsgenossen bewundernswert. Und seine Sprache, das eigentlich Schönste und phantasievollste an ihm, wächst aus schlichtesten Einzelheiten zu wunderbaren Wirkungen.“

Die Zeit (Wien).

---





FL. 19-5-55

607169

L.DaNor  
B2163we  
.Gk

Bang, Herman  
Das weisse Haus. =Deutsch von Therese  
Krüger.

DATE

NAME OF BORROWER

UNIVERSITY OF TORONTO  
LIBRARY

DO NOT  
REMOVE  
THE  
CARD  
FROM  
THIS  
POCKET



